



Federica Hofer

Menschen mit Lernschwierigkeiten auf Partnersuche

Wie Menschen in institutionellen Wohnformen die Suche
nach einem Gegenüber erleben

SONDERPÄDAGOGISCHE FORSCHUNG IN DER SCHWEIZ
BAND 4

 EDITION
SZH/CSPS

Federica Hofer

**Menschen mit Lernschwierigkeiten
auf Partnersuche**

Wie Menschen in institutionellen Wohnformen die Suche
nach einem Gegenüber erleben

Federica Hofer

Menschen mit Lernschwierigkeiten auf Partnersuche

Wie Menschen in institutionellen Wohnformen die Suche
nach einem Gegenüber erleben

© 2023

Edition SZH/CSPS

Stiftung Schweizer Zentrum für Heil- und Sonderpädagogik (SZH) Bern
Fondation Centre suisse de pédagogie spécialisée (CSPS) Berne
Fondazione Centro svizzero di pedagogia specializzata (CSPS) Berna
Fundaziun Center svizzer da pedagogia speciala (CSPS) Berna

Coverbild: Veronica L. Montaña, Eisprung Animation Studio

Layout: Weber Verlag AG

Lektorat: Damaris Gut und Noëlle Fetzer, SZH

ISBN Print on demand: 978-3-905890-77-8

ISBN E-Book: 978-3-905890-76-1

Die Verantwortung für den Inhalt der Texte liegt bei der jeweiligen Autorin/beim jeweiligen Autor.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Lizenz 4.0 International (BY-NC-ND).



Edubook stellt alle Produkte ausschliesslich in der Schweiz her;
dies vollumfänglich klimaneutral und auf FSC®-zertifizierten Papieren.



Für die Suchenden

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung in Einfacher Sprache	11
1 Einleitung	17
1.1 Ausgangslage und Relevanz	18
1.2 Erkenntnisinteresse und Forschungsfrage	19
1.3 Gliederung der Publikation	20
2 Theoretischer Hintergrund und Begrifflichkeiten	21
2.1 Zur Bezeichnung «Menschen mit Lernschwierigkeiten»	21
2.2 Partnersuche und Sexualität	27
2.3 Institutionalisiertes Leben	32
2.4 Leitbilder der Sonderpädagogik	36
2.5 Rechtliche Grundlagen und ihre Umsetzung	39
3 Empirischer Hintergrund	45
3.1 Forschungsstand im deutschsprachigen Raum	46
3.2 Annäherung an eine Forschungslücke	58
4 Forschungsdesign	61
4.1 Einbettung der Forschungsfrage und methodologische Positionierung	62
4.2 Feldzugang	65
4.3 Stichprobe	67
4.4 Forschungstagebuch	68
4.5 Datenerhebung mittels narrativer Interviews nach Rosenthal	68
4.6 Datenfixierung anhand der Transkriptionsregeln nach Dresing und Pehl	75
4.7 Datenauswertung nach der Grounded Theory Methodologie nach Strauss und Corbin	78
5 Ergebnisse	85
5.1 Chris, Kaya, Kim und Sascha – Portrait der vier Interviewpartner:innen	85
5.2 Identifikation der Schlüsselkategorien	89
5.3 Typologie entlang des Strukturierungsgrades der Wohnsituation	90
5.4 Schlüsselkategorie I – Zufälliges Begegnen	94

5.5	Schlüsselkategorie II – Geplantes Treffen	104
5.6	Partnersuche von institutionalisiert lebenden Menschen mit Lernschwierigkeiten	119
6	Diskussion	131
6.1	Ergebnisdiskussion	131
6.2	Reflexion des Forschungsprozesses	143
6.3	Fazit und Ausblick	149
	Verzeichnisse	155
	Abkürzungen	155
	Literatur	155
	Abbildungen	163
	Tabellen	164

Dank

Diese Publikation basiert auf meiner Masterarbeit, die ich im Dezember 2020 an der Philosophischen Fakultät der *Universität Zürich* eingereicht habe. Für die Veröffentlichung bei der Edition SZH/CSPS wurde sie redaktionell überarbeitet und erweitert. Finanziell unterstützt wurde die Publikation der Arbeit von der *Pädagogischen Hochschule Luzern* (Institut für Diversität und inklusive Bildung).

Ein grosses Dankeschön möchte ich an erster Stelle den vier Personen aussprechen, die über ihr persönliches Erleben der Partnersuche erzählt und mir grosses Vertrauen entgegengebracht haben. Bedanken möchte ich mich auch bei den Leitungspersonen und den Mitarbeitenden der Institutionen, die meinem Forschungsvorhaben interessiert sowie offen begegnet sind und dieses ermöglicht haben – trotz den Herausforderungen der Covid-19-Pandemie.

Ein besonderer Dank gilt meiner Betreuerin, em. Prof. Dr. Ingeborg Hedderich. Ihr Wohlwollen und ihre Offenheit gegenüber meiner Themenwahl und die damit verbundene Unterstützung, diesem Anliegen zu folgen, bestärkten mich im Verfassen der Masterarbeit. Weiter möchte ich mich bedanken bei den Mitarbeitenden des ehemaligen Lehrstuhls für Sonderpädagogik: Gesellschaft, Partizipation und Behinderung. Durch ihre konstruktiven Beiträge im Kolloquium erhielt ich inhaltlich und methodisch wertvolle Anregungen für die weitere Arbeit.

Bei Eva, Simona und Vanessa bedanke ich mich für das aufwändige Korrekturlesen und ihre wertvollen Rückmeldungen zu einzelnen Kapiteln der Arbeit.

Ganz besonders bedanke ich mich bei Udo für die kritische Diskussion einzelner Textstellen und seine fortwährende Unterstützung während der Höhen und Tiefen im Homeoffice.

Abschliessend ist sowohl der Illustratorin Veronica L. Montaña für das wunderbare Deckblatt zu danken als auch den Mitarbeitenden des SZH-Verlags für die unterstützende Zusammenarbeit bei der Überarbeitung des Textes und bei der Layoutgestaltung.

Zusammenfassung in Einfacher Sprache

Über dieses Buch

In diesem Buch geht es um die Partner-Suche.
Federica Hofer hat das Buch geschrieben.

Federica Hofer ist eine Forscherin.
Eine Forscherin untersucht eine Frage ganz genau.
In diesem Buch heisst die Frage:
Wie erleben Menschen mit Lern-Schwierigkeiten in
institutionellen Wohnformen die Partner-Suche?



4 Menschen mit Lern-Schwierigkeiten haben diese Frage beantwortet.
Federica Hofer hat die Antworten in diesem Buch aufgeschrieben.

Mit wem wird geforscht?

Personen mit Lernschwierigkeiten haben mitgemacht.
Die Personen wohnen alle in einer Institution
im Kanton Zürich.
Die Personen sind erwachsen.
Die Personen machen freiwillig mit.
Die Personen suchen eine Partnerin oder einen Partner.
Die Personen sagen, wie die Partner-Suche ist.
Die Personen sprechen über Partner-Schaften.



Wie wurde geforscht?

Federica Hofer hat mit den 4 Personen Gespräche
geführt.

In den Gesprächen sprachen die Personen über
die Partner-Suche.
In den Gesprächen sprachen die Personen über
das Leben in der Institution.



Alle Gespräche wurden aufgenommen und
aufgeschrieben.
Das Wichtigste wird in das Buch geschrieben.

Achtung:

Die Namen der Personen werden geheim gehalten.

Die Namen der Institutionen werden geheim gehalten.

Warum ist das Thema wichtig?

Die Behindertenrechts-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen betont: Menschen mit Behinderungen haben die gleichen Rechte wie alle Menschen.

Sexualität und Partnerschaft

Menschen mit Behinderungen dürfen sich ihre Partnerinnen und Partner aussuchen.

Sie dürfen eine Partner-Schaft haben.

Sie dürfen eine Partner-Schaft mit Frauen und Männern haben.



Menschen mit Behinderungen dürfen Sex haben.

Sie dürfen Sex mit Frauen und Männern haben.

Beide müssen einverstanden sein. Das ist wichtig.

Menschen mit Behinderungen dürfen heiraten.

Menschen mit Behinderungen dürfen Kinder bekommen.

Wohnen

Menschen mit Behinderungen dürfen selbst entscheiden:

Wo möchte ich wohnen?

Mit wem möchte ich wohnen?



Menschen mit Behinderungen haben ein Recht auf Privat-Sphäre.

Das heisst:

Niemand darf in die Wohnung oder das Zimmer kommen.

Zuerst muss man anklopfen und fragen.



Was weiss man über die Partner-Suche?

Viele Menschen mit Behinderungen leben in einer Institution.

Viele Menschen mit Behinderungen fühlen sich einsam.

Viele Menschen mit Behinderungen wünschen sich eine Partnerin oder einen Partner.

Viele Menschen mit Behinderungen finden die Partner-Suche schwierig.

In Institutionen gibt es Regeln.

Ein paar Regeln machen die Partner-Suche schwierig.

Zum Beispiel:

Man darf niemanden einladen in die Wohn-Gruppe.

Man darf nicht allein sein mit der Partnerin oder dem Partner.

Man hat wenig Freizeit nach der Arbeit.

Man ist in der Freizeit nur in der Institution.



Manche Personen können bei der Partner-Suche helfen:

- Betreuerinnen und Betreuer
- Bewohnerinnen und Bewohner
- Eltern und Geschwister



Ergebnisse der Forschung

Das haben die 4 Personen erzählt:

Was ist wichtig in einer Partner-Schaft?

Das finden alle 4 Personen wichtig:

- Vertrauen
- Ehrlichkeit
- Treue
- Unterstützung

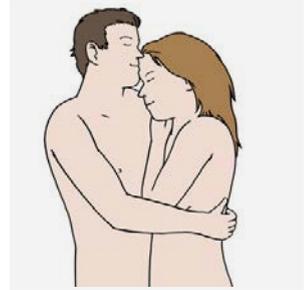


Warum wünscht man sich eine Partner-Schaft?

Das ist bei den 4 Personen verschieden.

Sie möchten eine Partnerschaft,

- um zusammen etwas zu machen,
- um sich zu streicheln und zu küssen,
- um Sex zu haben,
- um zusammen zu wohnen,
- um Kinder zu haben.



Wie soll die Partnerin oder der Partner sein?

Das ist bei den 4 Personen verschieden.

Manche Frauen wünschen sich einen Mann.

Manche Frauen wünschen sich eine Frau.

Manche Männer wünschen sich eine Frau.

Manche Männer wünschen sich einen Mann.



Manche Personen wünschen sich beides.

Wie findet man eine Partnerin oder einen Partner?

Durch spontane Begegnungen und geplante Treffen.



Was hilft bei der Partner-Suche?

Das ist bei den 4 Personen verschieden.

Manche Personen reden mit den Eltern über die Partner-Suche.

Manche reden mit den Geschwistern über die Partner-Suche.

Manche reden mit anderen Bewohnern über die Partner-Suche.

Manche reden mit Betreuern über die Partner-Suche.



Wie findet man neue Personen?

Manche Personen nutzen Insta-Gram.

Manche Personen nutzen Face-Book.

So kann man jemandem begegnen.

So kann man jemanden treffen.



Was macht die Partner-Suche schwierig?

Manche Personen haben wenig Freizeit.

Manche Personen dürfen nur am Wochen-Ende ausgehen.

Manche Personen dürfen den Partner nicht einladen.

Manche Personen dürfen den Partner am Wochen-Ende nicht treffen.

Manche Personen dürfen den Partner nicht allein treffen.

Sie werden immer von einem Betreuer begleitet.

Manche Personen können mit niemandem über die Partner-Suche sprechen.

Die Eltern und Geschwister helfen ihnen nicht.

Die Betreuer helfen ihnen nicht.



Was fällt auf?

Personen mit viel Betreuung:

Sie können in der Freizeit wenig selbst entscheiden.

Sie können den Partner nicht allein treffen.

Sie müssen fast immer die Betreuer fragen.

Sie sind die meiste Zeit in der Institution.

Sie haben selten Kontakt mit Personen ausserhalb der Institution.

Sie haben selten Kontakt mit den Eltern und Geschwistern.

Sie erzählen den Eltern und Geschwistern selten von der Partner-Suche.

Eltern und Geschwister helfen selten.



Personen mit wenig Betreuung:

Sie können in der Freizeit oft selbst entscheiden.

Sie können den Partner allein treffen.

Sie müssen selten die Betreuer fragen.

Sie haben oft Kontakt mit Personen ausserhalb der Institution.

Sie haben oft Kontakt mit den Eltern und Geschwistern.

Sie erzählen den Eltern und Geschwistern oft von der Partner-Suche.

Eltern und Geschwister helfen oft.



Was kann die Institution für die Partner-Suche tun?

Die Partner-Suche zum Thema machen:

- Mit dem Bewohner über Wünsche reden.
- Mit dem Bewohner über Sexualität reden.
- Mit dem Bewohner über Regeln reden.
- Mit dem Bewohner über die Partner-Suche reden.
- Den Bewohner entscheiden lassen.



Bei Bewohnern mit viel Betreuung soll die Institution:

- Die Bewohner mehr selbst entscheiden lassen.
- Zum Beispiel:
 - Jemanden einladen dürfen.
 - Jemanden allein treffen dürfen.
 - Allein oder mit der Wohn-Gruppe zu Abend essen.
 - Allein oder mit der Wohn-Gruppe die Freizeit verbringen.
 - Mehr Freizeit als von 19 bis 21 Uhr.
 - Mehr Freizeit ausserhalb der Institution.
 - Mehr Kontakte ausserhalb der Institution.



Bei Bewohnern mit wenig Betreuung soll die Institution:

- Die Bewohner mehr selbst entscheiden lassen.
- Zum Beispiel:
 - Über Besuch selbst entscheiden.
 - Über Übernachtungen selbst entscheiden.
 - Nicht die Mit-Bewohner informieren müssen.
 - Allein oder mit der Wohn-Gruppe die Freizeit verbringen.



1 Einleitung

Der Wunsch nach einem Gegenüber ist bei Menschen mit und ohne Behinderungen gleichermaßen vorhanden. Wie sich Menschen eine Partnerschaft respektive Beziehung¹ vorstellen, ist individuell. Auch die Suche nach potenziellen Partner:innen kann unterschiedlich motiviert sein, etwa durch das Bedürfnis nach Geborgenheit, Zärtlichkeit, Verbundenheit oder gemeinsamen Aktivitäten. Diese Publikation vertritt die Ansicht, dass die sexuellen Bedürfnisse von Menschen vielfältig sind und geht somit von einem breiten Verständnis von Sexualität aus (z. B. Ortland, 2020).

Wie erleben Menschen mit Lernschwierigkeiten², die in institutionellen Wohnformen leben, die Partnersuche? Diese Frage weist auf eine Forschungslücke hin, denn bisher wurde keine Studie durchgeführt, welche auf die Partnersuche in Einrichtungen fokussierte. Klar ist, dass die institutionalisierte Wohnform die persönliche Lebensgestaltung erheblich beeinflusst (z. B. Ortland, 2016; BMFSFJ, 2012; Fegert et al., 2006) und womöglich auch auf die Partnersuche einwirkt.

Folgendes soll schliesslich betont werden: In dieser Publikation wird nicht *per se* davon ausgegangen, dass sich die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten anders gestaltet als diejenige von Menschen mit anderen Beeinträchtigungen oder bei Personen ohne Beeinträchtigungen. Leitgebend für diese Studie zur Partnersuche sind die gesellschaftlichen und strukturellen Bedingungen in Institutionen, welche die Partnersuche behindern (können).

¹ Die Begriffe *Partner:in* und *Gegenüber* werden synonym verwendet. Dasselbe gilt für das Begriffspaar *Partnerschaft* und *Beziehung*. Durch geschlechtsneutrale Begriffe und eine gendersensible Schreibweise sollen alle Menschen mitgedacht werden. Jedoch wird bei Begriffen wie *Partnerschaft* und *Partnersuche*, die ein Genderzeichen in der Wortmitte tragen würden, zugunsten der Barrierefreiheit und einfacheren Lesbarkeit darauf verzichtet. Weitere Ausführungen folgen im Unterkapitel 2.2.

² Die Bezeichnung *Menschen mit Lernschwierigkeiten* wird von Selbstvertreter:innen der *People-First-Bewegung* gefordert. Sie distanzieren sich von früheren Bezeichnungen wie «Menschen mit geistiger Behinderung» oder «Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung». Für diese Publikation wird deshalb die Bezeichnung *Menschen mit Lernschwierigkeiten* übernommen. Im Unterkapitel 2.1. folgen weitere Erläuterungen.

1.1 Ausgangslage und Relevanz

Sexualität ist ein Menschenrecht. Verankert ist dieses Recht in der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte* (AEMR) sowie in der *Europäischen Menschenrechtskonvention*, genauer die Achtung des Privat- und Familienlebens, das Verbot jeglicher Diskriminierung sowie das Recht, eine Familie zu gründen. Zudem garantiert die *Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft* (BV) die rechtliche Gleichstellung aller Menschen durch die Forderung nach Nichtdiskriminierung unter anderem bei «einer körperlichen, geistigen oder psychischen Behinderung» (Art. 8), den Schutz der Privatsphäre (Art. 13) und das Recht auf Ehe und Familie aller Menschen (Art. 14). In der *Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen* (BRK) wird das Recht auf Sexualität für Menschen mit Behinderungen formuliert. Einzelne Artikel der BRK sind besonders relevant für die Thematik der Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen. Nämlich jene, die die unabhängige Lebensführung (Art. 19), die Achtung der Privatsphäre (Art. 22) sowie die Achtung der Wohnung und der Familie (Art. 23) betreffen. Das Recht auf eine individuelle sexuelle Entwicklung und sexuelle Selbstbestimmung wurde Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in Institutionen³ leben, in der Vergangenheit aber lange abgesprochen (Walter, 2002, 2016).

Gemäss den aktuellen Angaben des Bundesamtes für Statistik sind Menschen mit Lernschwierigkeiten mehr als die Hälfte der Menschen mit Beeinträchtigungen und damit die grösste Gruppe, die in der Schweiz in Institutionen leben (BfS, 2019a). Hinsichtlich ihrer sexuellen Selbstbestimmung nehmen Institutionen eine Schlüsselrolle ein: «Auch Menschen in institutionellen Wohnformen haben ein Recht auf das Entdecken und Ausleben ihrer Sexualität, auf Intimität und Partnerschaft» (INSOS Schweiz & SEXUELLE GESUNDHEIT Schweiz, 2017, S. 9). Die Institutionen bewegen sich in einem Spannungsverhältnis: Einerseits sollen sie Menschen mit Beeinträchtigungen sexuelle Selbstbestimmung garantieren. Andererseits sind Institutionen verpflichtet, ihre Fürsorgepflicht wahrzunehmen und die Bewohnenden vor Grenzverletzungen und sexuellen Übergriffen zu schützen (ebd., S. 27).

Im deutschsprachigen Raum sind Studien zum Thema Behinderung und Sexualität vorhanden. Diese betreffen die Bereiche sexuelle Gesundheit (Kunz,

³ Mit *Institutionen* sind in dieser Publikation Einrichtungen gemeint, die sich spezifisch an Menschen mit Beeinträchtigungen richten und zentrale Lebensbereiche wie Wohnen, Arbeiten und Freizeit vereinen. Weitere Ausführungen folgen im Unterkapitel 2.3. Die beiden Begriffe *Institution* und *Einrichtung* werden in der Arbeit synonym verwendet.

2016), sexuelle Selbstbestimmung (Ortland, 2016; Fegert et al., 2006) oder Sexualität im Jugend- und Erwachsenenalter (Leue-Käding, 2004; Rittberger, 2000; Walter & Hoyler-Herrmann, 1987). In diesen Studien wurde die Partnersuche insofern thematisiert, als dass die Befragten den Wunsch nach einem Gegenüber äusserten (Ortland, 2016; Pfister et al., 2017; Fegert et al., 2006). Jedoch ist bisher weitgehend unerforscht geblieben, wie Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen die Partnersuche erleben. Dies ist so, da Menschen mit Lernschwierigkeiten in früheren Studien nur selten selbst zur Sprache kamen und solche Studien überwiegend quantitativ angelegt waren (Buchner & Koenig, 2008). Somit fehlen Forschungsschriften, die explizit die Partnersuche im Kontext des institutionalisierten Lebens untersuchen und die Perspektive der Menschen mit Lernschwierigkeiten ins Zentrum stellen.

1.2 Erkenntnisinteresse und Forschungsfrage

Wie erleben Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen die Partnersuche? Diese Frage bestimmte das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Untersuchung. Es fokussiert auf das Zusammenspiel von zwei Ebenen: erstens auf die individuelle Ebene der Menschen mit Lernschwierigkeiten, ihre persönlichen Beweggründe und Bedürfnisse sowie ihre Vorstellungen von Partner:innen und Partnerschaft; zweitens auf die Ebene der Institution und ihre Rahmenbedingungen, zum Beispiel die Regeln und Vorschriften einer Wohngruppe.

In dieser Publikation soll zum einen diskutiert werden, welche Möglichkeiten Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen haben, um ein Gegenüber zu finden, und welche Unterstützung und Angebote sie nutzen können. Zum anderen sollen Herausforderungen und Grenzen benannt werden, die sie bei der Partnersuche erleben. Verschiedene Faktoren können die Partnersuche unterstützen oder erschweren, zum Beispiel die Haltung der Bezugspersonen innerhalb und ausserhalb der Institution, das Angebot an privaten Begegnungsorten und Treffpunkten sowie der Grad der Betreuung respektive Strukturierung im Lebensalltag (Ortland, 2016; Kunz, 2016/2019, Fegert et al. 2006).

1.3 Gliederung der Publikation

Die vorliegende Publikation ist in sechs Kapitel aufgeteilt. Das erste Kapitel führt in die Thematik ein und erläutert die Forschungsfrage sowie die Relevanz des Themas.

Im zweiten Kapitel werden der theoretische Hintergrund verhandelt und zentrale Begrifflichkeiten definiert, etwa *Menschen mit Lernschwierigkeiten, Partnersuche und Sexualität*.

Im dritten Kapitel wird der empirische Hintergrund aufgeführt gemäss dem aktuellen Forschungsstand im deutschsprachigen Raum. Dieser wird eingeteilt in drei Bereiche: «Wunsch nach Partner:in und Partnerschaft», «Auswirkungen von institutionalisierten Wohnformen» sowie «Einfluss des sozialen Netzwerks». Zudem zeigt das dritte Kapitel eine Forschungslücke auf, die durch diese Publikation ansatzweise gefüllt wird.

Im vierten Kapitel wird das Forschungsdesign vorgestellt: die methodologische Positionierung, der Feldzugang, die Stichprobe, das Forschungstagebuch, die Datenerhebung mit vier narrativen Interviews nach Rosenthal (2015), die Datenfixierung nach den Transkriptionsregeln von Dresing und Pehl (2015) und die Datenauswertung gemäss der Grounded Theory Methodologie nach Strauss und Corbin (1996).

Im fünften Kapitel folgen die Ergebnisse der Studie. Zuerst werden die vier interviewten Personen vorgestellt und ihre Wünsche an ein Gegenüber und an eine Beziehung. Danach werden zwei Schlüsselkategorien der Partnersuche eingeführt – das zufällige Begegnen und das geplante Treffen. Daran anschliessend wird die Typologie zum Erleben der Partnersuche vorgestellt. Diese orientiert sich am Strukturierungsgrad respektive Betreuungsgrad der Wohnsituation. Die Typologie beschreibt drei Profile: eine hochstrukturierte, eine teilstrukturierte und eine wenig strukturierte/selbstständige Wohnsituation. Je nach Profil erleben die institutionalisiert lebenden Personen mit Lernschwierigkeiten das zufällige Begegnen und das geplante Treffen anders.

Das sechste Kapitel beinhaltet schliesslich die Diskussion der Ergebnisse sowie die Reflexion des Forschungsprozesses. Das Kapitel endet mit einem Fazit und einem Ausblick.

2 Theoretischer Hintergrund und Begrifflichkeiten

In diesem Kapitel werden die Begriffe und theoretischen Konzepte vorgestellt, die für die vorliegende Untersuchung relevant sind. Das Kapitel hat drei Schwerpunkte: Menschen mit Lernschwierigkeiten (2.1), Sexualität und Partnersuche (2.2) sowie das institutionalisierte Leben (2.3). Anschliessend werden zwei relevante sonderpädagogische Leitbilder vorgestellt (2.4), die wichtig sind für das Verständnis von Sexualität und Partnersuche sowie für das institutionalisierte Leben von Menschen mit Lernschwierigkeiten. Zum Schluss werden die rechtlichen Grundlagen aufgeführt und deren Umsetzung in der Schweiz diskutiert (2.5). Die nachfolgende Abbildung fasst die Inhalte des zweiten Kapitels zusammen.

Abbildung 1: Übersicht Kapitel 2



2.1 Zur Bezeichnung «Menschen mit Lernschwierigkeiten»

In einem ersten Schritt wird aufgezeigt und begründet, weshalb Selbstvertretende die Bezeichnung *Menschen mit Lernschwierigkeiten* einführen (2.1.1), inwiefern sie sich dadurch von anderen Bezeichnungen abgrenzen und wie dieser Begriff in der vorliegenden Publikation verwendet wird. Anschliessend wird gezeigt, dass der Behinderungsbegriff in verschiedenen Disziplinen unterschiedlich aufgefasst wird (2.1.2), aber auf drei grundlegenden Konzepten basiert. Ausgehend von diesen drei Konzepten wird erklärt, welches Verständnis von Behinderung in

der vorliegenden Publikation vertreten wird und wie dieses in Zusammenhang steht mit der Bezeichnung *Menschen mit Lernschwierigkeiten*.

2.1.1 Zwischen Fremd- und Selbstbezeichnung

Menschen mit Lernschwierigkeiten wurden ursprünglich als «Menschen mit geistiger Behinderung» bezeichnet. Dieser Begriff berief die Elternvereinigung *Lebenshilfe Deutschland* im Jahr 1958 ein und sollte den sozialen Status von Menschen mit Lernschwierigkeiten aufwerten (Vereinigung Lebenshilfe, 1958): Die neue Bezeichnung grenzte sich ab gegenüber anderen Begriffen wie «Schwachsinn», «Blödsinn» und «Idiotie» (Theunissen, 2007, S. 94).

Doch auch die neue Bezeichnung «geistige Behinderung» wirkte stigmatisierend, etikettierend und ausgrenzend. Der Begriff *geistig* wurde oft assoziiert mit dem Intelligenzbegriff, mit kognitiven Funktionen oder intellektuellen Leistungen. Zugleich wurde der Begriff *Behinderung* – in einem defizitär ausgerichteten sowie individuumszentrierten Verständnis – oftmals synonym verwendet mit den Begriffen *Störung*, *Krankheit*, *Schädigung* oder auch *Beeinträchtigung*. Folglich wird mit der Kombination der beiden Begriffe auf eine «Schädigung der Intelligenz» oder «intellektuelle Beeinträchtigung» verwiesen, die der Komplexität des Phänomens nicht gerecht wird (ebd.). Eine Person in ihrem Geist als behindert zu bezeichnen, bedeutet, sie abzuwerten: «Der <Geist> ist mehr. Er ist ein Wesensmerkmal des Menschen. Nennt man einen Menschen in seinem Geist behindert, wertet man ihn damit zwangsläufig in seinem Personsein ab» (Fornefeld, 2020, S. 60).

Im Jahr 1968 schlossen sich in Schweden Selbstvertreter:innen und ihre Unterstützenden zur *People-First*-Bewegung zusammen. Diese forderte, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten für sich selbst sprechen sollen und kritisierte den Begriff «geistige Behinderung» (Schönwiese, 2022). Denn die Selbstvertretenden nahmen sich allenfalls in ihrem Lernen als beeinträchtigt wahr, nicht aber in ihrem Menschsein (Fornefeld, 2020). Die Bewegung entwickelte sich über die Landesgrenzen hinaus weiter: In den 1990er-Jahren vernetzten sich überregionale Netzwerke von *People-First*-Gruppen in den USA und Kanada mit Gruppen in Europa (Schönwiese, 2022). In Grossbritannien führte die Selbstvertretungsgruppe *People First* die Bezeichnung *learning difficulties* ein (Kniel & Windisch, 2005). Daran angelehnt entstand in Deutschland im Jahr 2001 die Vereinigung *Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e. V.* Auch sie lehnt die diskriminierende Bezeichnung «geistige Behinderung» ab und fordert die Bezeichnung *Menschen mit Lernschwierigkeiten* (Göthling, 2007).

Fornefeld (2020) konstatiert: «Die von den betroffenen Personen gewünschte Bezeichnung <Lernschwierigkeiten> konnte sich bislang, wegen der geringen

Trennschärfe gegenüber der Gruppe von Menschen mit Lernbeeinträchtigung bzw. Lernbehinderung, in der Fachsprache nicht durchsetzen» (S. 61). In der Fachliteratur sowie in empirischen Studien wird oftmals noch an den Bezeichnungen «geistige Behinderung» oder «kognitive Beeinträchtigung» festgehalten (ebd.). Begründet wird diese Wahl mit den Argumenten, dass diese Bezeichnungen gesellschaftlich und wissenschaftlich anerkannt seien, die Gemeinsamkeiten der Personen treffend umschreiben würden und die Verwendung eines anderen Begriffs die Stigmatisierung nicht auflösen könne (Stöppler, 2017).

Dagegen ist einzuwenden, dass Sprache ein wertvolles Mittel ist, um Stigmatisierungen infrage zu stellen und zu deren Auflösung beizutragen. Da Selbstvertretende den Begriff *Menschen mit Lernschwierigkeiten* verwenden und explizit wünschen, wird dieser Begriff in der vorliegenden Publikation genutzt. Hingegen wird auf die Bezeichnungen «geistige Behinderung» oder «kognitive Beeinträchtigung» verzichtet.

2.1.2 Theoretische Auffassungen von Behinderung und Lernschwierigkeiten

Wissenschaftliche Disziplinen wie beispielsweise die Soziologie, die Psychologie und die Medizin definieren den Begriff *Behinderung* unterschiedlich. Doch nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb der *Disability Studies* gibt es verschiedene Verständnisse:

[Es] kann festgehalten werden, dass es auch innerhalb derjenigen Bereiche der Akademie, die sich in ihrem Kern mit der Problematik der Behinderung auseinandersetzen, keinen Konsens darüber gibt, was denn Behinderung ist und wie der Begriff theoretisch und empirisch zu fassen wäre (Zahnd, 2017, S. 15).⁴

Generell kann auf drei zentrale Konzepte verwiesen werden, die Behinderung entweder in einem medizinischen, einem sozialen oder einem relationalen Verständnis fassen (ebd.). Diese drei Konzepte sollen an das Verständnis von Behinderung hinführen, wie es in dieser Publikation vertreten wird.

In einem *medizinischen Verständnis* wird eine defizitorientierte Perspektive auf eine Person mit Behinderung eingenommen. Die Person wird in diesem Verständnis durch eine Schädigung behindert. Die Behinderung gilt somit als «rein medizinisches Problem», als «Defekt» eines Menschen und wird zu dessen Eigenschaft, wodurch dieser Mensch abgewertet wird (ebd.). Diese Perspektive auf Behinderung «setzt Behinderung mit der körperlichen Schädigung

⁴ Eckige Klammern in Zitaten weisen darauf hin, dass die Autorin Anpassungen vorgenommen hat.

gung oder funktionalen Beeinträchtigung gleich und deutet sie als schicksalhaftes, persönliches Unglück, das individuell zu bewältigen ist» (Waldschmidt, 2005, S. 17). Das heisst, wenn jemand aufgrund eingeschränkt funktionierender Beine einen Rollstuhl zur Fortbewegung nutzt, so *ist* diese Person in einem medizinischen Verständnis *behindert* (Zahnd, 2017). Die Behinderung «definiert» diesen Menschen und verlangt zugleich therapeutische Massnahmen.

Eine medizinische Sichtweise auf Menschen mit Lernschwierigkeiten fokussiert insbesondere auf die medizinisch klassifizierbaren Ursachen der Lernschwierigkeiten. In diesem Zusammenhang wird die Bezeichnung der «geistigen Behinderung» verwendet, da der «Defekt» zur Behinderung führt und klassifiziert werden soll. Sowohl in der Medizin als auch in der klinischen Psychologie werden dazu Klassifikationsschemata eingesetzt, die oftmals noch auf einer defizitären personenzentrierten Sichtweise auf Menschen mit Behinderungen beruhen. Zum Beispiel werden Menschen mit Lernschwierigkeiten auf den Grad ihrer Intelligenz und ihr adaptives Verhalten hin untersucht. Dazu wird ein standardisierter Intelligenztest durchgeführt, um Menschen gemäss ihrem Intelligenzquotienten (IQ) zu klassifizieren. Ein Wert von 100 gilt als durchschnittlicher Intelligenzwert. Wird bei einer Person ein Wert unter 70 ermittelt, so ist dieser Person aus psychologischer Sicht eine «geistige Behinderung» nachzuweisen (Fornefeld, 2020; Stöppler, 2017;). Diese Minderung der Intelligenz kann mittels zweier international verwendeter Klassifikationssysteme beschrieben werden: einerseits mit der ICD-10 (*Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme*) und andererseits mittels der DSM-IV (*Diagnostisches und statistisches Manual Psychischer Störungen*). Beide Klassifikationsschemata nehmen eine Einteilung der Intelligenzminderung entlang des IQ vor. Diese reicht von einer «leichten Intelligenzminderung» respektive «leichten geistigen Behinderung» bis hin zur «schwersten Intelligenzminderung» beziehungsweise «schwersten geistigen Behinderung». Eine «geistige Behinderung» wird sowohl den psychischen Störungen als auch den Intelligenzstörungen zugeordnet, ungeachtet der kulturellen und sozialen Bedingungen sowie der Entwicklungsfähigkeit eines Menschen (Fornefeld, 2020; Stöppler, 2017). Es ist problematisch, dass «Intelligenz in beiden Systemen als statistische Grösse gesehen und das Prozesshafte der menschlichen Entwicklung nicht berücksichtigt wird» (Fornefeld, 2020, S. 67).

Die *Weltgesundheitsorganisation* (WHO) veröffentlichte zu Beginn der 1980er-Jahre ihr erstes Modell zum Verständnis von Behinderung: die *International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps* (ICIDH). Dieses Modell sollte auch die soziale Dimension von Behinderung beleuchten, indem es zwischen *disease*, *impairment*, *disability* und *handicap* unterschied. Jedoch

folgte das Modell einer linearen Logik, insofern es besagte, dass Behinderung aufgrund eines medizinischen Problems auftrete (Zahnd, 2017). Diese Logik drückt sich auch in der Bezeichnung des Modells als «Krankheitsfolgenmodell» aus (WHO, 1980).

Die daraufhin geäußerte Kritik am Krankheitsfolgenmodell führte in den *Disability Studies* schliesslich zur Entwicklung eines *sozialen Verständnisses* von Behinderung (Waldschmidt, 2005). Dieses grenzt sich klar von einem individuell medizinischen Verständnis ab und unterscheidet Beeinträchtigung (*impairment*) von Behinderung (*disability*):

Behinderung ist kein Ergebnis medizinischer Pathologie, sondern das Produkt sozialer Organisation. Sie entsteht durch systematische Ausgrenzungsmuster, die dem sozialen Gefüge inhärent sind. Menschen werden nicht auf Grund gesundheitlicher Beeinträchtigungen behindert, sondern durch das soziale System, das Barrieren gegen ihre Partizipation errichtet. Während das individuelle Modell den Körperschaden oder die funktionale Beeinträchtigung als Ursachenfaktor ausmacht, geht das soziale Modell von der sozialen Benachteiligung als der allein entscheidenden Ebene aus (Waldschmidt, 2005, S. 18).

Folglich ist die Entstehung von Behinderung nicht am Individuum festzumachen, sondern auf der Ebene der Gesellschaft. Denn im sozialen Verständnis führen die gesellschaftlichen Gegebenheiten dazu, dass Menschen behindert werden (ebd.). Cloerkes (2007) formuliert hierzu: «Behinderung ist nichts Absolutes, sondern erst als soziale Kategorie begreifbar. Nicht der Defekt, die Schädigung, ist ausschlaggebend, sondern die Folgen für das einzelne Individuum» (S. 9). Eine Person gilt demzufolge als behindert, wenn sie von einer normativ definierten Erwartungshaltung abweicht und wenn diese Abweichung eine negative soziale Reaktion auslöst (ebd.). Um auf das von Zahnd eingeführte Beispiel der Person, die einen Rollstuhl nutzt, zurückzukommen: «Behindert ist man in dieser Logik nicht mehr, weil man die Beine nicht bewegen kann und im Rollstuhl sitzt, sondern weil ein Architekt eine Treppe vor einem Gebäude hat bauen lassen, die man so nicht erklimmen kann» (Zahnd, 2017, S. 16).

Für Menschen mit Lernschwierigkeiten bedeutet das, dass sie in einem sozialen Verständnis von Behinderung nicht aufgrund ihrer kognitiven Fähigkeiten behindert *sind*, sondern durch gesellschaftliche Bedingungen behindert *werden*. Liegen online Dating-Plattformen weder in Leichter Sprache noch mit einfacher Navigation vor, werden Menschen mit Lernschwierigkeiten, die auf diese barrierefreien Angebote angewiesen sind, in ihrer Aktivität und/oder ihrer Teilhabe behindert. Damit Menschen mit Lernschwierigkeiten, die institutionalisiert leben, in der Partnersuche sowie im Leben von Beziehungen nicht

behindert werden, müssen sich die gesellschaftlichen Strukturen, Werte- und Normvorstellungen weiterentwickeln, hin zu einem benachteiligungsfreien und damit inklusiven System.

Wie lässt sich die Relation beschreiben zwischen dem medizinischen Modell und dem sozialen Modell von Behinderung? Zahnd schreibt diesbezüglich: «Die beiden beschriebenen Modelle repräsentieren die Endpunkte einer Skala, auf der sich alle Vorstellungen von Behinderungen einordnen lassen. Man schreibt sie demnach entweder eher in die Individuen ein oder verweist auf die behindernde Gesellschaft» (Zahnd, 2017, S. 16).

Als drittes Konzept lässt sich ein *relationales Verständnis* von Behinderung identifizieren. Dieses stellte die WHO im Jahr 2001 als bio-psycho-soziales Modell vor durch die *International Classification of Functioning, Disability and Health* (ICF). Das Modell zielt darauf ab, das medizinische und das soziale Verständnis von Behinderung in sich zu vereinen (Zahnd, 2017). Die ICF ist breiter anwendbar als die individuell-medizinisch ausgerichteten Klassifikationssysteme, da sie in die Entstehung von Behinderung auch umwelt- und personenbezogene Faktoren (= Kontextfaktoren) einschliesst wie zum Beispiel die Bedingungen der Lebenssituation in einer Einrichtung, die finanziellen Mittel, den Bildungsgrad etc. (ebd.). Das Modell beruht auf einem bio-psycho-sozialen Verständnis von Behinderung und liefert «einen mehrperspektivischen Zugang zu Funktionsfähigkeit und Behinderung im Sinne eines interaktiven und sich entwickelnden Prozesses» (Fornefeld, 2020, S. 69). Behinderung ist im relationalen Verständnis nicht als Folge von Beeinträchtigung zu verstehen, «sondern als mögliches Ergebnis einer Interaktion von Beeinträchtigungen mit Barrieren» (Felkendorff & Luder, 2014, S. 25). Behinderung kann folglich nicht mehr ohne den Einbezug der Kontextfaktoren gedacht werden. Weisser (2010) hält hierzu fest, dass deshalb auch von «*Menschen in Situationen der Behinderung*» (S. 6; Hervorhebung im Original) gesprochen wird. Die Behinderung respektive die Situation der Behinderung entsteht somit in der Wechselwirkung von Person und Umwelt und zeigt sich in der Einschränkung der Aktivität und/oder der Teilhabe (WHO, 2001).

An dieser Stelle wird nochmals Zahnds Beispiel aufgenommen mit der Person, die einen Rollstuhl nutzt und sich vor einem Gebäude befindet, das nur über Treppen zugänglich ist. Darin entsteht die Behinderung in einem relationalen Verständnis folgendermassen:

Behinderung wird dabei weder alleine im Individuum noch alleine auf der Ebene der Gesellschaft verortet. Betont wird vielmehr, dass sie als Konsequenz einer Interaktion zwischen einem Individuum mit spezifischen Eigenschaften und der spezifischen Umwelt dieses Individuums entsteht, sie wird also als situiert verstanden (Zahnd, 2017, S. 31).

Die ICF leitete mit ihrem relationalen und mehrdimensionalen Verständnis von Behinderung einen Paradigmenwechsel ein: Sie versucht, ein individuumszentriertes, defizitär ausgerichtetes Behinderungsverständnis (medizinisches Verständnis) und ein gesellschaftszentriertes Behinderungsverständnis (soziales Verständnis) in sich zu vereinen (Fornefeld, 2020; Zahnd, 2017).

Die vorliegende Publikation folgt einem sozial-relationalen Verständnis von Behinderung. Das bedeutet, dass insbesondere die gesellschaftliche Komponente der Entstehung von Behinderung fokussiert und zugleich aber auch die Wechselwirkung von Person und Umwelt berücksichtigt wird. Denn die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten kann nicht losgelöst von den Kontextfaktoren der Umwelt und der Person betrachtet werden. Anzunehmen ist, dass insbesondere die Lebensbedingungen in einer Institution sowie die Haltungen der Angestellten in einer Einrichtung als bedeutsame Umweltfaktoren auf die Partnersuche einwirken. Diese können unterstützend oder auch hinderlich auf die Partnersuche wirken. Zudem stehen sie in Wechselwirkung mit den personenbezogenen Faktoren, wie zum Beispiel die Lesefähigkeit beziehungsweise das Angewiesensein einer Person auf Leichte Sprache, und wirken sich in diesem Zusammenspiel auf die Aktivität und/oder die Teilhabe der jeweiligen Person aus. Wird die Aktivität und/oder die Partizipation hinsichtlich der Partnersuche eingeschränkt, kann eine Behinderungssituation entstehen.

2.2 Partnersuche und Sexualität

Sexualität und Partnersuche bilden den zweiten Schwerpunkt des theoretischen Hintergrundes. In diesem Unterkapitel sollen die Begriffe *Partner:in*, *Partnerschaft* und *Sexualität* definiert und in den Kontext von Sexualität und Behinderung eingebettet werden.

2.2.1 Die Begriffe «Partner:in» und «Partnerschaft»

Geschäftspartner:in, Kooperationspartner, Interviewpartnerin, Ehepartner oder Sexualpartner:in – der Begriff *Partner:in* wird in verschiedenen Kontexten verwendet und kann unterschiedlich definiert werden. In der Literatur wird der Begriff jeweils zusammen mit der Intention genannt, an die er in einem bestimmten Kontext gebunden ist (Kleist, 2006; Lenz, 2006). Zum Beispiel beruht der Zusammenschluss von zwei oder mehr Personen zu Geschäftspartner:innen auf ökonomischen und strategischen Absichten (Kleist, 2006). Dahingegen verfolgen Ehepartner:innen vermutlich andere Intentionen (Lenz, 2006), weshalb in ihrem Kontext die Definition von *Partner:in* anders ausfällt.

Definitionsversuche des Begriffs *Partner:in* sind somit stets intentional ausgerichtet. Im Kontext der Partnersuche sind diese Intentionen individuell, insofern als die Suche nach einem Gegenüber je nach Person durch verschiedene Bedürfnisse motiviert ist. Beispiele dafür sind Bedürfnisse nach Liebe, Intimität, Genitalsexualität, aber auch Aufmerksamkeit, Freundschaft und gemeinsamen Unternehmungen. Daran anknüpfend wird der Begriff *Partner:in* in der vorliegenden Publikation folgendermassen verstanden: Er bezeichnet eine Person, die sich mit einer anderen Person oder Personengruppe aufgrund einer bestimmten Absicht zusammenschliesst. Der Begriff *Partner:in* wird in dieser Publikation synonym mit dem geschlechtsneutralen Begriff *Gegenüber* verwendet (Usinger 2016).

Angelehnt an die obige Definition bezeichnet der Begriff *Partnerschaft* respektive *Beziehung* (ebd.) in der vorliegenden Publikation den Zusammenschluss von zwei oder mehreren Personen, der auf einer bestimmten Absicht beruht. Die Absicht, die diesem Zusammenschluss zugrunde liegt, hängt ab von den Bedürfnissen der Beteiligten. Schröder (1977) versteht den Begriff *Partnerschaft* im Sinne «gemeinsamer Lebensbewältigung, persönlicher Selbstverwirklichung mit Befriedigung emotionaler, sozialer und sexueller Bedürfnisse» (S. 70). Der Beziehung wird eine identitätsbildende, -stabilisierende und entwicklungsfördernde Komponente gestiftet. Zudem kommt einer Partnerschaft eine gesellschaftliche Funktion zu. Sie ist eine Lebensform, die als gesellschaftlich «akzeptiert» gilt und folglich Menschen mit Lernschwierigkeiten zusätzliche gesellschaftliche Akzeptanz verschaffen kann:

Durch Partnerschaft [sic!] erhoffen sie sich eben nicht nur Liebe, Zärtlichkeit und Vertrauen von einem Menschen, der ganz und gar (zu) ihnen gehört, sondern auch gesellschaftliche Akzeptanz und «Normalität», das Gefühl, ein Teil der Gesellschaft zu sein (Hennies & Sasse, 2004, S. 66).

Folglich kommt dem Begriff *Beziehung* eine normative Bedeutungsebene zu, die gesellschaftlich verankert ist und auch bei Menschen ohne Behinderungen greift. Die genannte «Normalität» bezieht sich hier auf die gesellschaftlich dominant verankerte Beziehungsform der Paarbeziehung, bei welcher die Rolle des Gegenübers einer identitätsstiftenden Funktion unterliegt.

2.2.2 Sexualität in einem breiten Verständnis

In der Forschungsliteratur wird Sexualität als komplexes Thema beschrieben, das von jedem Menschen individuell erlebt wird und an die jeweils eigene Biografie gebunden ist (Ortland, 2020). Die wissenschaftliche Erfassung von Sexualität ist deshalb schwierig. Das liegt unter anderem an dem bestehenden

Spannungsfeld zwischen den individuellen Bedürfnissen einer Person (Subjektbene) einerseits und den normativen, gesellschaftlichen Werten (gesellschaftlich-normative Ebene) andererseits (Trescher & Börner, 2014). Zum Beispiel kann eine Person den Wunsch verspüren, einer anderen Person körperlich nahezukommen. Dass sich dieser Wunsch realisiert, unterliegt gesellschaftlich gesetzten Werten und Normen – beide Beteiligten müssen dieser Handlung zustimmen. Die beiden Pole – die Subjektbene und die gesellschaftlich-normative Ebene – beeinflussen und verändern sich gegenseitig und werden als Produkt des Diskurses um Sexualität verstanden, welcher schliesslich das sexuelle Verhalten prägt (ebd.). Sexualität wird in diesem Spannungsverhältnis wie folgt beschrieben:

Die eigene Sexualität im Rahmen gesellschaftlicher Veränderungsprozesse weiterzuentwickeln, ist somit als lebenslange Entwicklungsaufgabe eines jeden Menschen zu verstehen, in der er/sie in der Auseinandersetzung mit diesen gesellschaftlichen Anforderungen und den eigenen Wünschen, die sich durch sexuelle Erfahrungen ausdifferenzieren, zu einer eigenen, entwicklungs offenen, sexuellen Identität finden sollte (Ortland, 2020, S. 34).

Sielert (2015) thematisiert dieses Spannungsverhältnis ebenfalls und definiert Sexualität «als allgemeine auf Lust bezogene Lebensenergie, die sich des Körpers bedient, aus vielfältigen Quellen gespeist wird, ganz unterschiedliche Ausdrucksformen kennt und in verschiedener Hinsicht sinnvoll ist» (S. 40). Der Autor beschreibt vier Ausdrucksformen und Sinnkomponenten von Sexualität: der Aspekt der Identität, der Beziehung, der Lust und der Fruchtbarkeit. Jede Person gewichtet und berücksichtigt diese Aspekte unterschiedlich im Laufe ihres Lebens (ebd.).

Auch Sporken (1974) ist bestrebt, Sexualität über alle Lebensbereiche hinweg zu begreifen und sie nicht auf die Genitalsexualität zu reduzieren. Sexualität bedeute «die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung als Mann oder Frau und zugleich die Möglichkeit zu und Ausdruck von Kontakt, Beziehung und Liebe» (ebd., S. 13). Sexualität umfasst nach Sporken alle Bereiche der menschlichen Existenz, in welchen das Frau- oder Mann-Sein bedeutsam ist: «[D]ie Verwirklichung des Mann- oder Frauseins [bildet] einen wesentlichen Bestandteil des ganzen Menschwerdungsprozesses in Selbstentfaltung und in mitmenschlicher Beziehung» (ebd., S. 159). Er differenziert den Sexualitätsbegriff in drei Bereiche: den äusseren, den mittleren und den inneren Bereich. Der äussere Bereich umfasst allgemeine, alltägliche Aspekte wie das Frau- oder Mann-Sein, welches über Kleidung oder Sprache ausgedrückt werden kann. Der mittlere Bereich schliesst Intimität, Zärtlichkeit und Vertrautheit in zwischenmenschlichen Be-

ziehungen ein. Die Genitalsexualität als auch die Themen der Verhütung und des Kinderwunsches sind dem innersten Bereich zuzuordnen (ebd.).

In dieser Publikation wird ein breites Verständnis von Sexualität vertreten: Sie beschränkt sich nicht auf die Genitalsexualität, sondern umfasst vielfältige sexuelle Bedürfnisse, wie in diesem Kapitel ersichtlich wurde. Zu einzelnen Theoriebezügen über das Verständnis von Sexualität ist kritisch anzumerken, dass sie in ihren Formulierungen eine binäre Geschlechterordnung ansprechen und überwiegend einer heteronormativen Logik folgen. Die vorliegende Publikation distanziert sich klar von dieser Position und versucht, Genderstereotypen aufzubrechen. Folglich sollen nicht nur die sexuellen Bedürfnisse in einem breiten Verständnis aufgefasst werden, sondern auch Geschlecht und Geschlechtsidentität.

2.2.3 Sexualität und Behinderung

Die Tabuisierung von Sexualität sowie auch jene von Behinderung wurde seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend aufgebrochen (Lempp, 1998). Allerdings stellt sich die Frage, weshalb die beiden Begriffe zusammengeführt teils noch immer als Tabu gelten:

Wenn weder Sexualität noch Behinderung noch [immer] Tabuthemen sind, dann kann es nur an dem Wörtchen «und» liegen, wenn hier vom Umgang mit einem Tabu geredet wird. Das heißt, daß es sich um eine Verbindung handelt, die offenbar als nicht akzeptabel, ja anstößig angesehen wird. Beide sind offenbar in ihrer Verbindung noch ein Problem, über das man nicht sprechen will, das man lieber verdrängen möchte. Das heißt aber im Grunde, daß es auch mit der Enttabuisierung dieser beiden Bereiche nicht so weit her sein kann, wie man zunächst denken möchte (Lempp, 1998, S. 13f.).

Die Sexualität von Menschen mit Behinderungen wurde weitgehend tabuisiert und als inakzeptabel oder gar anstößig abgetan (ebd.). Dazu trug vor allem ein medizinisches Verständnis von Behinderung bei: Dieses begreift Behinderung «als negative Abweichung von einer Norm» (Trescher & Börner, 2014, o. S.). Ein solches Verständnis legitimiert den Ausschluss der Menschen mit Beeinträchtigungen von einer selbstbestimmten Sexualität und erzeugt «Behinderung» (ebd.). Zinsmeister und Vogel (2018) führen weiter aus: «Das Narrativ einer abweichenden psychosexuellen Entwicklung wird genutzt, um die Sexualität von Menschen mit Behinderung als besonders und andersartig zu markieren und zu reglementieren» (S. 18). Eine «gesonderte Behandlung in Form einer konzeptionell auf geistig behinderte Menschen ausgerichteten Sexualpädagogik» (ebd.) wird durch eine medizinisch feststellbare sowie kategorisierbare Beeinträchtigung begründet, insbesondere bei Menschen mit Lernschwierigkeiten.

Einrichtungen für Menschen mit Lernschwierigkeiten waren bestrebt, die Sexualität ihrer Klientel nicht zu thematisieren: «Noch in den 1970er und 1980er Jahren war Verhindern, Ignorieren oder Ablenken sexueller Wünsche wichtiges pädagogisches Ziel» (Walter, 2016, S. 434). Fachpersonen der Sonderpädagogik sprachen Menschen mit Lernschwierigkeiten das Recht auf Sexualität ab (ebd.). Grässliche Vorurteile untermauerten dieses Vorgehen: Menschen mit Lernschwierigkeiten wurden infantilisiert, ihre Sexualität und ihre sexuellen Bedürfnisse wurden ihnen abgesprochen (Walter, 2002). Sie wurden als «grosse Kinder» (ebd., S. 32) aufgefasst, die naiv, geschlechtslos und unverdorben seien. Auch das Vorurteil des «Wüstling[s]» oder des «triebgesteuerten Wesens» (ebd.) wertete Personen mit Lernschwierigkeiten ab und dramatisierte ihre Sexualität. Es suggerierte, dass der besagte Personenkreis unfähig sei, seine Triebe auf einen sozial akzeptablen Weg zu befriedigen. Das Vorurteil des «klebrigen Distanzlosen» (ebd., S. 33) gründet auf der mangelnden verbalen Kommunikationsfähigkeit vieler Menschen mit Lernschwierigkeiten. Die nonverbalen Kommunikationsweisen wurden als distanzlos, unbeherrscht oder triebhaft abgewertet, ohne zu berücksichtigen, dass viele Personen mit eingeschränkter Lautsprache ihre Bedürfnisse und Gefühle stärker nonverbal kommunizieren.

Zunehmend wurden jedoch auch andere Stimmen laut: Sie traten den obigen Vorurteilen sowie der Tabuisierung und Verdrängung der sexuellen Bedürfnisse von Menschen mit Lernschwierigkeiten entschieden entgegen. Sie hoben die Unterscheidung auf zwischen der Sexualität von Menschen mit und ohne Behinderungen und betonten, dass Sexualität nicht behinderungsspezifisch sei, sondern menschlich:

Denn Sexualität ist bei Behinderten nichts anderes als bei Nicht-Behinderten auch: eine Energie, die Beziehungen aufnehmen, Zärtlichkeit und Liebe erfahren lässt. Sexualität existiert nie als Abstraktum, sondern immer in der individuellen Ausformung durch einzelne Menschen (Walther, 2002, S. 35).

Auch Sporcken (1974) betonte, dass es keine spezielle Sexualethik für Menschen mit Behinderungen gibt: «Diese Bedeutung [der Sexualität] ist im Prinzip der für nichtbehinderte Menschen gleich, das heisst, sie ist Möglichkeit zur Selbstentfaltung und zum Ausdruck von Kontakt, Kommunikation und Liebe» (S. 161), weshalb auch nicht auf eine «behinderte Sexualität» geschlossen werden kann. Ortland (2020) führt hierzu aus, dass zum Beispiel bei Menschen mit körperlicher Beeinträchtigung – etwa einer Querschnittslähmung – andere körperliche Voraussetzungen bestehen, um genitalsexuelle Bedürfnisse zu befriedigen. Die genitalsexuelle Aktivität dieser Menschen wird aber nicht durch die Beein-

trächtigkeit behindert, sondern allenfalls durch fehlende Unterstützung (ebd.). Dies entspricht einem relationalen Verständnis von Behinderung, da die Behinderungssituation dann entsteht, wenn eine Person in ihrer Aktivität und/oder Partizipation an sexuellen Erfahrungen eingeschränkt wird.

Auch die vorliegende Publikation tritt den überholten Vorurteilen gegenüber der Sexualität von Menschen mit Beeinträchtigungen entschieden entgegen, ebenso der historisch bedingten Tabuisierung der Sexualität von Menschen mit Lernschwierigkeiten. Die Publikation stellt die Sichtweise von Menschen mit Lernschwierigkeiten ins Zentrum und damit auch ihre Vorstellungen von Partner:innen, Beziehungen und Sexualität. Eine Differenzierung zwischen der Sexualität von Menschen mit und ohne Behinderungen wird klar abgelehnt, denn:

Praxiskonzepte, die eine explizite oder implizite Aufrechterhaltung der Differenzkategorie «geistige Behinderung» und damit eine Unterscheidung zwischen «Sexualität» einerseits und «Sexualität bei geistiger Behinderung» andererseits beinhalten, tragen insofern dazu bei, dass «geistige Behinderung» und die damit einhergehende «Behinderung der Sexualität» reproduziert wird (Trescher & Börner, 2014, o. S.).

2.3 Institutionalisiertes Leben

Viele Menschen mit Lernschwierigkeiten wurden in der Vergangenheit daran gehindert, ihre sexuellen Bedürfnisse auszuleben. Ein Grund dafür können die Bedingungen in den Institutionen sein. In der Schweiz lebten im Jahr 2015 gemäss der Statistik der sozialmedizinischen Institutionen (SOMED) gesamthaft 44 308 Menschen mit Beeinträchtigungen in Einrichtungen (BfS, 2019b). Das entspricht knapp drei Prozent aller Menschen mit Beeinträchtigungen in der Schweiz (ebd.). Mehr als die Hälfte der Menschen (52,6 %), die institutionalisiert leben, sind Menschen mit Lernschwierigkeiten (BfS, 2019a).

In diesem Kapitel wird sowohl der Begriff *Institution* geklärt als auch institutionalisierte Wohnformen in der Schweiz für Menschen mit Lernschwierigkeiten thematisiert. Eingeführt wird auch der Begriff des *sozialen Netzwerks* und seine Bedeutung für Menschen mit Behinderungen.

2.3.1 Der Begriff «Institution»

Institutionen, beispielsweise staatliche Einrichtungen, definieren sich durch scheinbar unverbindliche Sitten, Gewohnheiten und Rituale bis hin zu Normen und Verhaltensregeln mit höchstem Verbindlichkeitscharakter (Rohrman, 2022). Sie sichern gesellschaftliche Strukturen und können Individualität

eingrenzen, aber auch fördern (ebd.). Institutionen, zum Beispiel Wohneinrichtungen für Menschen mit Beeinträchtigungen, bieten den Bewohnenden einerseits Schutz und schaffen Sicherheit, Ordnung und Stabilität. Andererseits begrenzen sie deren Handlungs- und Lebensmöglichkeiten. Wenn Institutionen zum Beispiel festlegen, dass die Bewohnenden zu den Mahlzeiten anwesend sein müssen, bringen sie zwar Stabilität in den Alltag der Bewohnenden. Zugleich schränken sie die Bewohnenden aber auch in ihrer Alltagsgestaltung ein, da sie auch in ihrer Freizeit auf Vorgaben der Einrichtung achten müssen und sich nur mit eigenem Aufwand ausserhalb der Einrichtung zum Essen verabreden können. Institutionen und Individuen befinden sich also in einem widersprüchlichen Verhältnis (ebd.). Die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten werden besonders dann begrenzt, wenn die Institution eigene Regeln und Vorschriften einführt und diese im Sinne einer «Eigengesetzlichkeit» (Theunissen, 2010, S. 61) mit grosser Fremdbestimmung umsetzt.

2.3.2 Institutionelle Wohnformen von Menschen mit Lernschwierigkeiten

In Hinblick auf Institutionen der Behindertenhilfe⁵ stellt sich die Frage, inwiefern institutionell wohnende Menschen ihre Sexualität selbstbestimmt leben können. Um diese Frage zu diskutieren, stellt dieses Unterkapitel verschiedene institutionelle Wohnformen von Menschen mit Lernschwierigkeiten vor.

Während der Normalisierungs- und Selbstbestimmungsbestrebungen von Menschen mit Beeinträchtigung in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts entstanden vermehrt neue Wohnformen für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Einerseits gab es geschlossene Wohnformen, welche als Anstalten und Pflegeheime die drei Lebensbereiche Wohnen, Arbeit und Freizeit vereinen und in den Worten Goffmans als «totale Institutionen» (2014, S. 17) gelten. Nebst dem entstanden offenere Wohnangebote, die die Lebensbereiche aufteilen. Beispiele für offenere Wohnformen sind Wohngruppen oder Wohngemeinschaften, wobei «der Übergang zwischen Wohngruppen zu Wohngemeinschaften fliessend [ist], sodass in der Literatur häufig keine Trennung vorgenommen wird» (Weinwurm-Krause, 1999, S. 46). Auch in dieser Publikation werden die beiden Begriffe synonym verwendet.

Der räumliche Aufbau dieser Wohnangebote lässt sich meist in drei Bereiche unterteilen, die unterschiedliche Funktionen haben: (1) Der Individualbereich dient dazu, die Intimität einer Person zu wahren. (2) Im Gemein-

⁵ Mit der Bezeichnung Behindertenhilfe ist die «Gesamtheit an professionell ausgeübten Tätigkeiten für Menschen mit Beeinträchtigungen, die in ihrer Teilhabe an der Gesellschaft ‹ge- bzw. be-hindert› werden, [...] gemeint» (Röh, 2018, S. 9).

schafts- oder Kommunikationsbereich können die Bewohnenden den Kontakt untereinander pflegen. (3) Der haustechnische Bereich umfasst die Hauswirtschafts- und Hygieneräume (ebd.). Unterschiede zeigen sich bei den institutionellen Wohnangeboten hinsichtlich ihrer Grösse, der Anzahl Bewohnenden, ihres Standorts und der internen Strukturierung (ebd.). Osbahr (2003) differenziert die Wohnformen für Menschen mit Lernschwierigkeiten weiter aus. Die nachfolgende Tabelle stellt die Merkmale von verschiedenen Wohnangeboten für Menschen mit Lernschwierigkeiten einander gegenüber.

Tabelle 1: Wohnformen für Menschen mit Lernschwierigkeiten (Osbarh, 2003, S. 169)

Wohnform	Spezifikation
Pflegeheime	Pflege im Vordergrund; kaum sozialpädagogische oder sonstige aktivierende Angebote
grosse Wohnheime mit Werkstätten	umfassender Lebensraum (Wohnen, Arbeiten, Freizeit); medizinische, therapeutische Dienste; grosses Einzugsgebiet
Wohnheime	Institutionen mittlerer Grösse, möglichst in [...] Wohngebieten; differenzierte Wohnangebote
Übergangsheime	Entlastungs- und Kurzzeitangebote bei Krankheit oder Urlaub der Hauptbetreuungspersonen
(Aussen-)Wohngruppen und Wohngemeinschaften	gemeindenaher, teilbetreute, kleine Einheiten; z. T. Aussenbereiche grösserer Einrichtungen, z. T. Verbundsystem; unter 8 Personen
Einzelwohnung oder Paarwohnung	gemeindeintegrierte Wohnung mit ambulanten Hilfen bei unterschiedlichstem Bedarf; Zielform der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung
Elternhaus	Erwachsene, v. a. mit geistiger Behinderung, oft bis zum Tod der Eltern; dringender Entlastungsbedarf
Sonstige	z. B. Schulinternate oder Beobachtungsstationen, für kürzere oder ergänzende Aufenthalte

In der vorliegenden Publikation wird auf die Partnersuche im Kontext des institutionalisierten Lebens fokussiert. Dabei stehen insbesondere diejenigen Wohnformen im Zentrum, die verschiedene Lebensbereiche unter einem Dach vereinen, wie «[g]rosse Wohnheime mit Werkstätten» und «Wohnheime» (Osbarh, 2003, S. 169). Nicht berücksichtigt wird die Lebenssituation von selbstständig wohnenden Personen mit Assistenz. Es ist anzunehmen, dass Personen, die ihre Assistenz über die Institution erhalten (Objektfinanzierung), in ihrer Selbstbestimmung und damit in der Partnersuche stärker eingeschränkt sind

als jene, die selbstständig über ihre Assistenzstunden verfügen können (Subjektfinanzierung) und beispielsweise keine institutionellen Regeln befolgen müssen.

2.3.3 Soziale Netzwerke von Menschen mit Lernschwierigkeiten

Der Begriff *soziales Netzwerk* beschreibt die zwischenmenschlichen Beziehungen, die eine Person in verschiedenen sozialen Situationen eingeht. Diese zwischenmenschlichen Beziehungen können formell oder informell sein (Windisch, 2016). Soziale Netzwerke können unterschieden werden in primäre, sekundäre und tertiäre Netzwerke. Primäre oder sogenannt informelle Netzwerke umfassen die «natürlichen» Beziehungen einer Person, genauer ihre Familie, ihre Verwandtschaft, ihre Freund:innen, Nachbar:innen, Arbeits- und Vereinskolleg:innen (ebd.). Beziehungen im privatwirtschaftlichen und öffentlichen Bereich wie der Arbeitsbereich, Betriebe und Behörden formen die sekundären, formalen Netzwerke organisierter Beziehungsstrukturen. Ein Beispiel dafür ist die formal organisierte Betreuung einer Person durch die Angestellten einer Einrichtung. Tertiäre respektive intermediäre Netzwerke bezeichnen Beziehungen mit Einrichtungen und Diensten, die professionelle Beratung, Unterstützung und Vermittlung anbieten, wie beispielsweise Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden oder Selbsthilfeorganisationen (ebd.).

Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in einem Wohnheim leben, das verschiedene Lebensbereiche vereint, verbringen den Grossteil ihres Alltags innerhalb der Institution. Sie arbeiten, wohnen und gestalten ihre Freizeit überwiegend in der Einrichtung (Osbah, 2003). Es ist deshalb anzunehmen, dass sie vermutlich häufiger Kontakt haben mit Personen aus ihrem sekundären Netzwerk, also von innerhalb der Einrichtung, wie den Mitbewohnenden und Betreuenden, als mit ihrem primären sozialen Netzwerk, das heisst ihrer Familie, ihren Verwandten und Freund:innen. Allerdings kann das primäre soziale Netzwerk eine Person insbesondere auch bei der Partnersuche ausserhalb der Einrichtung unterstützen.

Soziale Netzwerke werden meist synonym zu sozialer Unterstützung verstanden. Soziale Unterstützung ist «eine informelle und niederschwellige Netzwerkressource für Individuen zur Bewältigung alltäglicher Probleme und Belastungen sowie Lebenskrisen» (Windisch, 2016, S. 535). In Bezug auf Menschen mit Behinderungen tragen soziale Netzwerke dazu bei, eine Person sozial einzubinden und zu unterstützen sowie ihr Wohlbefinden zu erhöhen (Theunissen, 2010). Allerdings gehen soziale Netzwerke nicht nur mit sozialer Unterstützung, sondern auch sozialer Kontrolle einher, die belastend sein kann (ebd.). Diese soziale Kontrolle ist in grossen Einrichtungen stärker: Durch den Standort oder

die Regeln einer Institution können Kontakte mit Personen ausserhalb der Institution begrenzt werden, wodurch die Partizipationsmöglichkeiten einer Person am gesellschaftlichen Leben vermindert und sie an einer autonomen Lebensführung behindert werden kann (ebd.). Die sozialen Netzwerke von Menschen mit Beeinträchtigungen unterscheiden sich von den Netzwerken von Menschen ohne Beeinträchtigungen. Die Unterschiede manifestieren sich insbesondere in der Grösse und der sozialen Zusammensetzung der Netzwerke: Soziale Netzwerke von Menschen mit Beeinträchtigungen bestehen aus weniger Personen und sind homogener in Bezug auf das Geschlecht, das Alter, die Bildung sowie auch auf das Vorhandensein von Beeinträchtigungen bei den beteiligten Personen. Sie beinhalten eine geringe Anzahl an Freund:innen und Vertrauenspersonen und werden dominiert durch ältere Familienmitglieder und Verwandte. In Netzwerken von Menschen mit Beeinträchtigungen finden sich seltener Partner:innen, Nachbar:innen, Vereinsmitglieder, Kontakte aus dem Internet oder auch informelle respektive unbezahlte Unterstützende. Diese soziale Homogenität des Netzwerks von Menschen mit Beeinträchtigungen hemmt gemäss Windisch und Kniel (1993) die informelle Unterstützung. Bei Menschen mit Lernschwierigkeiten ist vor allem das primäre soziale Netzwerk begrenzt. Es umfasst wenige Freund:innen, den grössten Anteil machen professionelle Helfende aus (Windisch, 2016). Im dritten Teilhabebericht der Bundesregierung Deutschland über die Lebenslage von Menschen mit Beeinträchtigungen bestätigt sich dies erneut. Das soziale Netzwerk dominieren nach wie vor nahe Familienmitglieder, professionelle Helfende und Personen, die ebenfalls eine Beeinträchtigung haben (BMAS, 2021). Die Unterstützung durch das soziale Umfeld, die erlebte Geselligkeit oder die Anzahl enger Freund:innen fällt kleiner aus als bei Menschen ohne Beeinträchtigungen (ebd.). Inwiefern diese Bedingungen die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten beeinflussen, ist nicht bekannt.

2.4 Leitbilder der Sonderpädagogik

Zwei Leitbilder der Sonderpädagogik sind für die Partnersuche im institutionellen Kontext aus historischer Perspektive und damit für die vorliegende Arbeit relevant: das Leitbild der Selbstbestimmung und das der Normalisierung. Sie prägten die Institutionslandschaft ab Mitte des letzten Jahrhunderts und trugen bei zu mehr *Selbstbestimmung* von Menschen mit Lernschwierigkeiten sowie zur *Normalisierung* der Lebensbedingungen in den Einrichtungen.

2.4.1 Selbstbestimmung von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen

Das Leitbild der Selbstbestimmung entspringt der *Independent-Living*-Bewegung von Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen in den USA der 1960er-Jahre. Diese kritisierte die entmündigenden Lebensbedingungen in Institutionen und forderte mehr Selbstbestimmung für Menschen mit Lernschwierigkeiten (Fornefeld, 2020). Ab den 1990er-Jahren gewann das Leitbild im deutschsprachigen Raum in der sogenannten «Geistigbehindertenpädagogik» vermehrt an Aufmerksamkeit. Durch Selbstvertretungsorganisationen wie die *Bundesvereinigung Lebenshilfe* oder auch das Netzwerk *People First* respektive *Mensch zuerst* in Deutschland beriefen sich Menschen mit Lernschwierigkeiten auf das Recht eines selbstbestimmten Lebens – unabhängig von der Schwere der Beeinträchtigungen – und auf ihre Rolle als Expert:innen in eigener Sache⁶ (Schuppener, 2022).

Das Leitbild der Selbstbestimmung leitete eine pädagogische und soziale Wende ein. Es wurde davon ausgegangen, dass jeder Mensch, ob mit oder ohne Beeinträchtigungen, nach Freiheit und eigenverantwortlichem Handeln strebt: «Menschen mit Behinderungserfahrungen haben einen Anspruch auf Entwicklung in grösstmöglicher Unabhängigkeit von Fremdbestimmung» (ebd., S. 108). Selbstbestimmung wurde zum Leitbild in der Begleitung und Unterstützung von Menschen mit Beeinträchtigungen und änderte das Professionsverständnis der Betreuenden: «Von der Betreuung zur Assistenz» (Walter, 2016, S. 435). Das bedeutet, dass eine Person mit Unterstützungsbedarf ihre eigenen Entscheidungen fällen kann und bei der Umsetzung dieser Entscheidungen Assistenz erhält. Dabei ist nicht nur der Wille an sich, sondern auch die Umsetzung dessen zentral. Eine Person wird als vollwertiges, selbstbestimmtes Subjekt akzeptiert, das nicht länger als Empfänger:in von Fürsorge angesehen wird, sondern den eigenen Willen in die Tat umsetzt. Die Selbstbestimmung löst eine ehemals defizitäre Betrachtungsweise ab – und damit wurden die Kompetenzen des jeweiligen Individuums zum Orientierungspunkt (Schuppener, 2022).

Durch diesen Paradigmenwechsel rückte zunehmend auch das Thema der selbstbestimmten Sexualität in den Vordergrund. Sexuelle Selbstbestimmung meint, «dass individuelle Entscheidungen für oder gegen verschiedenste Formen sexuellen Lebens durch das Individuum in der jeweils aktuellen Lebenssituation selbst getroffen werden» (Ortland, 2020, S. 62). Wie Sexualität gelebt und als befriedigend erlebt wird, ist individuell. Es braucht Lernmöglichkeiten

⁶ Die Vereinigung *Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e. V.* fordert, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten als Expert:innen «in eigener Sache» (Schuppener, 2022, S. 111) ihre Interessen selbst vertreten können.

mit anderen und sich selbst, zum Beispiel das Erkunden des eigenen Körpers, die Kontaktaufnahme und das Flirten mit anderen und zugleich auch Erfahrungen im Umgang mit Ablehnung. Die individuelle sexuelle Entwicklung soll in einem Umfeld stattfinden, welches die Sexualität eines jeden Menschen anerkennt. Sexuelle Selbstbestimmung gilt demzufolge als Entwicklungsoption und -ressource, die jedem Menschen zusteht, unabhängig der individuellen Lebensvoraussetzungen (ebd.).

2.4.2 Normalisierung der Lebensbedingungen in Institutionen

Neben dem sonderpädagogischen Leitbild der Selbstbestimmung wurde in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts auch jenes der Normalisierung im europäischen und englischsprachigen Raum zunehmend rezipiert (Franz & Beck, 2022). Die Zustände in staatlichen Grosseinrichtungen und Pflegeheimen für Menschen mit Beeinträchtigungen wurden ab dem Ende der 1960er-Jahre enorm kritisiert, insbesondere von Selbstvertretungsbewegungen und Vereinigungen von Angehörigen. Diese Kritik ging einher mit Forderungen nach Deinstitutionalisierung und differenzierten Wohnformen (Theunissen, 2010; Franz & Beck, 2022). Als Reaktion auf diese kritischen Stimmen entstand das Leitbild der Normalisierung, das den institutionalisiert lebenden Menschen ermöglichen sollte, «ein Leben so normal wie möglich»⁷ (Franz & Beck, 2022, S. 104) zu führen. Im Kern verfolgte es «die Verbesserung objektiver Lebensbedingungen einerseits und subjektive Bedürfnisse andererseits» (ebd.).

Mit der Umsetzung des Normalisierungsprinzips sollten die Bedingungen in allen Bereichen der individuellen Lebensführung verbessert werden, wie beispielsweise beim Wohnen, beim Arbeiten, in der Freizeitgestaltung, in der Bildung, in den sozialen Beziehungen und im öffentlichen Leben. Dazu gehört auch die Sexualität von Menschen mit Behinderungen:

Die Frage nach den Möglichkeiten geistig behinderter Menschen, ihren sexuellen Bedürfnissen und Wünschen nachzugehen, d. h. ihre Sexualität zu leben, sehe ich als «Gretchenfrage» hinsichtlich der Normalisierung der Lebensbedingungen von Menschen mit geistiger Behinderung (Mattke, 2004, S. 46).

⁷ Es muss kritisch hinterfragt werden, wie der Normalitätsbegriff in diesem Leitbild verhandelt wird: «Das Verhältnis des Normalisierungsprinzips zu dem, was als ‹gesellschaftliche Normalität› angesehen wird, lässt sich vor verschiedenen Hintergründen diskutieren» (Franz & Beck, 2022, S. 108). Eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Begriff der «Normalität» durch die Vertretenden des Leitbildes wurde jedoch nicht vorgenommen: «Dem Begriff der Normalität unterliegt zudem eine tendenziell unhinterfragte Vorstellung ‹normaler› Lebensbedingungen, die Missverständnisse befördert hat» (ebd.).

Das Leitbild der Normalisierung gab Fachkräften in Institutionen handlungsleitende Strukturen, wie der Alltag in Wohnheimen im Sinne einer sogenannten «normalen Lebensplanung» organisiert sein sollte. Den Persönlichkeitsrechten von Menschen mit Behinderungen, etwa der Entfaltung sexueller Bedürfnisse, wurde damit mehr Beachtung geschenkt. Im Zentrum des Leitbildes standen die Gewährleistung guter Entwicklungsbedingungen sowie die Achtung der Menschenwürde (Franz & Beck, 2022).

Die Umsetzung des Normalisierungsprinzips hatte für Menschen mit Lernschwierigkeiten in Einrichtungen verschiedene Folgen: Die strukturellen Lebensbedingungen wurden verbessert, kleinere, geschlechtergemischte Wohngruppen errichtet und sexualpädagogische Schulungen für Mitarbeitende und Bewohnende geschaffen. Beziehungen, Eheschliessungen und Kindern von Menschen mit Lernschwierigkeiten wurde mit mehr Akzeptanz begegnet (Walter, 2016). Jedoch ist anzumerken, dass der Massstab der Normalisierung sich weiterhin an Grosseinrichtungen orientierte, indem beispielsweise neue gemeindenahere Wohnheime entstanden.

Die eigentliche Normalisierung der Lebensumstände hin zum Wohnen in Privathaushalten liess im deutschsprachigen Raum lange Zeit auf sich warten (Theunissen, 2010). Zudem wurden Expert:innen in eigener Sache selten an Prozessen der Umstrukturierung beteiligt: «[W]aren es doch in der Regel ihre <Betreuer>, die Leiter oder Träger der Einrichtungen, die am besten wussten, was für sie gut und richtig war» (ebd., S. 62). Nichtsdestotrotz kann abschliessend gesagt werden: Die sonderpädagogischen Leitbilder der Selbstbestimmung und der Normalisierung lieferten wichtige Impulse für die Entwicklung hin zu einer selbstbestimmteren Sexualität und menschenwürdigeren Bedingungen in Einrichtungen, insbesondere für Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in Institutionen leben.⁸

2.5 Rechtliche Grundlagen und ihre Umsetzung

Die Grundrechte von Menschen mit Behinderungen sind gesetzlich festgelegt. Im folgenden Kapitel werden diejenigen rechtlichen Grundlagen aufgeführt, welche für die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen relevant sind. Anschliessend wird erläutert, inwiefern diese Rechte in der Schweiz umgesetzt werden.

⁸ Auf Ausführungen zu weiteren Leitbildern der Sonderpädagogik wird im Rahmen dieser Publikation verzichtet. Angaben dazu sind im *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik. Eine Einführung* (Hedderich et al. 2022) zu finden.

2.5.1 Rechtliche Grundlagen der Partnersuche und Sexualität

Sexualität und Partnerschaft sind Menschenrechte. Die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte* formuliert im Artikel 2 das Verbot von Diskriminierung und im Artikel 16 das Recht auf Eheschliessung und Familie. Auch in der daran angelehnten *Europäischen Menschenrechtskonvention* wird das Diskriminierungsverbot, das Recht auf Eheschliessung und Familiengründung garantiert. Ausserdem hält sie die Achtung des Privat- und Familienlebens fest. In der *Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft* sind die Rechtsgleichheit, das Diskriminierungsverbot, der Schutz der Privatsphäre sowie das Recht auf Ehe und Familie aller Menschen ebenfalls als Grundrechte verankert.

Zur Sicherstellung der Grundrechte von Menschen mit Behinderungen wurde die *Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen* im Jahr 2006 verabschiedet und acht Jahre später von der Schweiz ratifiziert. Die Konvention nennt als allgemeine Grundsätze die Nichtdiskriminierung, die Teilhabe an allen Bereichen der Gesellschaft, die Akzeptanz der menschlichen Vielfalt, die Achtung der Unterschiedlichkeit von Menschen mit Behinderungen, die Chancengleichheit, die Zugänglichkeit sowie die Gleichberechtigung von Frau und Mann. Die Achtung der Menschenwürde gilt dabei als Fundament. Diese Grundsätze sind in der nationalen und internationalen Behindertenpolitik gleichzeitig auch als Ziele aufzufassen (Hedderich, 2019).

Die Konvention vertritt eine mehrdimensionale Auffassung des Behinderungsbegriffs, mit Fokus auf die Teilhabe und auf die Barrieren. Diese Auffassung widerspiegelt den Paradigmenwechsel von einem medizinischen hin zu einem relationalen Verständnis von Behinderung:

Zu den Menschen mit Behinderungen zählen Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können (BRK, Art. 1, Abs. 2).

Die Begriffe *Teilhabe* und *Behinderung* beziehen sich aufeinander: «Behinderung wird als Einschränkung der Teilhabe definiert. Teilhabe repräsentiert die gesellschaftliche Perspektive der Funktionsfähigkeit» (Hedderich, 2019, S. 65). Für die Behindertenpolitik bedeutet dieser Paradigmenwechsel ein fundamentaler Wandel von dem traditionellen Fürsorgegedanken hin zu einer emanzipatorischen Haltung, welche die Würde und die Rechte des Menschen betont (Hedderich, 2016). Diese menschenrechtliche Perspektive erlangt besondere Bedeutung für den grossen Anteil an Menschen mit Behinderungen, die institutionalisiert leben: Auch für sie gilt die Forderung nach Selbstbestimmung, dem Einhalten der Menschenrechte sowie der Berücksichtigung der Menschenwürde

in den verschiedenen Lebensbereichen, unabhängig von der Schwere oder der Form der Beeinträchtigungen. Gleichzeitig kommt durch die menschenrechtliche Perspektive auf Behinderung zum Ausdruck, dass diese universal geltenden Rechte nicht aufgrund des Differenzkriteriums «Behinderung» aberkannt werden können (Hedderich, 2019).

Im Hinblick auf die Thematik der Partnersuche sind in der BRK neben den allgemeinen Grundsätzen auch die Artikel 19, 22 und 23 relevant. Der Artikel 19 erfasst die unabhängige Lebensführung: Sie umfasst unter anderem die Entscheidung, wo und mit wem eine Person leben möchte. Die Achtung der Privatsphäre ist im Artikel 22 verankert, der willkürliche Eingriffe in das Privatleben, die Familie oder auch die eigene Wohnsituation verhindern soll. Im Artikel 23 ist die Achtung der Wohnung und der Familie festgehalten. Es sollen wirksame Massnahmen getroffen werden, die «zur Beseitigung der Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen auf der Grundlage der Gleichberechtigung mit anderen in allen Fragen, die Ehe, Familie, Elternschaft und Partnerschaften betreffen» (BRK, Art. 23, Abs. 1). Das Recht auf Eheschliessung und auf die Gründung einer Familie wird explizit ausformuliert.

Weiterführend wird auch der Aspekt der barrierefreien Kommunikation in mehreren Artikeln aufgeführt. Im Artikel 2 wird das universelle Design von Produkten, Dienstleistungen, Programmen angesprochen, welches allen Menschen in seiner Nutzung zugänglich sein soll. Ausserdem wird im Artikel 4 festgehalten, dass die Forschung und Entwicklung neuer Technologien wie Informations- und Kommunikationstechnologien, die für Menschen mit Behinderungen geeignet sind, gefördert werden sollen. Denn neue Informations- und Kommunikationstechnologien tragen zu einer unabhängigeren Lebensführung für Menschen mit Behinderungen bei, welche neue Möglichkeiten für die Partnersuche eröffnen können. Demzufolge sollten Online-Datingplattformen in barrierefreier Form vorliegen, sodass beispielsweise auch Personen mit Lernschwierigkeiten selbstständig darauf zugreifen können.

Um die Ziele und Forderungen der BRK umzusetzen, entwickelte *INSOS Schweiz*, *CURAVIVA Schweiz* und *VAHS Schweiz* einen Aktionsplan für Verbände und Dienstleistungsanbieter für Menschen mit Behinderungen. Dieser Aktionsplan enthält 35 Ziele sowie 145 Massnahmen und Empfehlungen zu der Rolle der Verbände, zu den Bereichen Arbeit und Lebensgestaltung, zu der Bildung von Fach- und Leitungspersonen und anderen Themen (INSOS Schweiz et al., 2019). In Bezug auf die Partnersuche im institutionellen Kontext ist das Ziel 20 von besonderer Relevanz. Dieses wird im Aktionsplan wie folgt ausgeführt:

Abbildung 2: Ziel 20: Sexualität und Partnerschaft (INSOS Schweiz et al., 2019, S. 23)

<p>Ziel 20: Sexualität und Partnerschaft</p> <p>Menschen mit Behinderung können in sozialen Institutionen ihr Recht auf eine selbstbestimmte Sexualität und Partnerschaft leben (BRK Art. 22, 23).</p>
<p>Massnahmen der Verbände</p> <ul style="list-style-type: none">• Die Verbände vertiefen die Thematik auf Basis des kürzlich publizierten Leitfadens zum Thema Sexualität, Intimität und Partnerschaft von Menschen mit Behinderung in sozialen Institutionen.
<p>Anregungen, Empfehlungen, Möglichkeiten für soziale Institutionen</p> <ul style="list-style-type: none">• Erarbeitung und Umsetzung eines Konzepts zu Sexualität, Intimität, Partnerschaft und Elternschaft unter Einbezug des Leitfadens der Verbände sowie regelmässige interne Weiterbildungen für Menschen mit Behinderung und Mitarbeitende• Zusammenarbeit mit Fachpersonen aus den Bereichen der sexuellen Bildung und der sexuellen Gesundheit

2.5.2 Umsetzung des Rechts auf selbstbestimmte Sexualität in der Schweiz

Wie wird das Recht auf eine selbstbestimmte Sexualität von Menschen mit Beeinträchtigungen in der Schweiz umgesetzt? Für Institutionen ist es herausfordernd, dieser Forderung nachzukommen: Sie haben gegenüber ihrer Klientel eine Fürsorgepflicht und eine Schutzfunktion. Trotzdem soll für Menschen mit Beeinträchtigungen, die in Institutionen leben, eine selbstbestimmte Sexualität möglich sein. Dafür sind entsprechende Rahmenbedingungen der Institution unverzichtbar, um beispielsweise die Privatsphäre der Bewohnenden zu schützen (INSOS Schweiz & SEXUELLE GESUNDHEIT Schweiz, 2017).

Im Rahmen des Aktionsplans zur Umsetzung der BRK wurden mittlerweile zahlreiche *Good-Practice*-Projekte lanciert. Allerdings ist ein Bezug zu den definierten Zielen im Aktionsplan nicht direkt ersichtlich in der Broschüre von *INSOS, CURAVIVA, YOUVITA* und *VAHS* (2023) über die laufenden Projekte mit dem Titel «Woran wir arbeiten». Die Projekte fokussieren aber auf die Themenbereiche und Handlungsebenen aus dem Aktionsplan.

Das Thema Sexualität und Partnerschaft von Menschen mit Behinderungen muss weiter bearbeitet werden. Das zeigt der aktualisierte Schattenbericht von *Inclusion Handicap* zur Umsetzung der BRK (Hess-Klein & Scheibler, 2022). Über die Umsetzung des Artikels 23 zur Achtung der Wohnung und der Familie steht darin folgendes:

Nach wie vor stossen jedoch MmB [Menschen mit Behinderungen] bei der Ausübung ihres Rechts auf Familie und Sexualität auf z. T. schwerwiegende Probleme. Dies gilt ganz besonders für Frauen (und unter ihnen insb. für Frauen mit einer geistigen Behinderung) sowie für Heimbewohner:innen (Hess-Klein & Scheibler, 2022, S. 71).

Die Autorinnen des Berichts führen weiter aus, dass Eltern mit Behinderungen kaum darin unterstützt werden, dass ihre Kinder bei ihnen aufwachsen können. Diese spezifische Unterstützung ist «nach wie vor sehr rar und wird nur unzureichend finanziert» (ebd.). Zudem sind medizinische Dienste und die zuständigen Hilfe-, Beratungs- und Unterstützungsstellen zu den Themen selbstbestimmte Sexualität und Familienplanung nicht inklusiv, weshalb nur wenig Aufklärung von Menschen mit Behinderungen stattfindet (ebd., S. 72). Die Autorinnen halten fest: «Das Thema Sexualität und Behinderung wird in der Gesellschaft weitgehend tabuisiert» (ebd.). Um diesen Missständen entgegenzuwirken, sollen die Kantone einerseits spezifische Unterstützungsdienste für Eltern mit Behinderungen und Familien mit Kindern mit Behinderungen anbieten. Andererseits sollen die familienergänzenden Betreuungsangebote sowie Dienstleistungen im Bereich der sexuellen Gesundheit konsequent inklusiv gestaltet werden (ebd.).

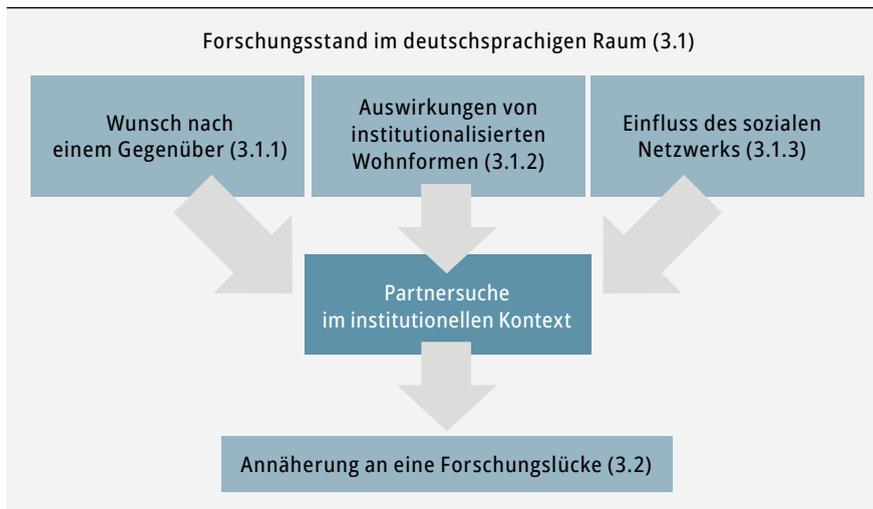
Zudem ist in der Schweiz bis heute ein Sterilisationsgesetz in Kraft, welches die «Sterilisation dauernd Urteilsunfähiger» mit bestimmten Ausnahmen zulässt (Art. 7). Sterilisationen sind bei über 16-jährigen Personen, die als «dauernd urteilsunfähig» klassifiziert werden, dann zulässig, wenn unter anderem «mit der Zeugung und der Geburt eines Kindes zu rechnen ist» (Sterilisationsgesetz, Art. 7, Abs. c), «die Elternverantwortung nicht wahrgenommen werden kann» (ebd., Abs. d) und «keine Aussicht besteht, dass die betroffene Person jemals die Urteilsfähigkeit erlangt» (ebd., Abs. e). Das Sterilisationsgesetz widerspricht den Forderungen der BRK nach Gleichberechtigung hinsichtlich des Eingehens von Beziehungen und Ehen sowie der Gründung einer Familie (BRK, Art. 23). Diese Forderungen können nicht eingelöst und die Strukturen nicht inklusiver werden, solange die medizinisch-defizitäre Zuschreibung und Kategorisierung eines Individuums als «dauernd urteilsunfähig» und damit die Sterilisation möglich ist.

3 Empirischer Hintergrund

Die Thematik *Sexualität und Behinderung* wird in der Gesellschaft teilweise bis heute als «Doppeltabu» (Döring, 2021, S. 133) aufgefasst. Denn sowohl Sexualität als auch Behinderung sind oftmals noch mit Scham, Ängsten und Unsicherheiten besetzt (ebd.). Forschungsprojekte und Aufklärung zu diesem Gegenstand sind somit unerlässlich, denn sie tragen dazu bei, «die Sexualitäten von Menschen mit Beeinträchtigungen sichtbar [zu] machen und [zu] normalisieren sowie selbstverständliche Teilhabe und selbstbestimmte Sexualität, Partnerschaft und Familienplanung [zu] fördern» (ebd.).

Im vorliegenden Kapitel werden Untersuchungen aus dem deutschsprachigen Raum vorgestellt, die sich mit der sexuellen Selbstbestimmung von Menschen mit Lernschwierigkeiten befassen. Berücksichtigt werden Studienergebnisse, welche die Partnersuche des besagten Personenkreises betreffen und die spezifische Lebenssituation in Einrichtungen thematisieren. Anhand dieser Studien wird auf eine bestehende Forschungslücke hingewiesen und die Forschungsfrage der vorliegenden Untersuchung beschrieben. Die Abbildung 3 stellt den Aufbau und die zentralen Inhalte des dritten Kapitels dar.

Abbildung 3: Empirischer Hintergrund, Übersicht Kapitel 3



3.1 Forschungsstand im deutschsprachigen Raum

Die ausgewählten Studienergebnisse zur sexuellen Selbstbestimmung von Menschen mit Lernschwierigkeiten werden nachfolgend drei thematischen Schwerpunkten zugeordnet: (1) der Wunsch nach einem Gegenüber und nach einer Beziehung, (2) die Auswirkungen von institutionalisierten Wohnformen und (3) der Einfluss des sozialen Netzwerks auf die Sexualität und Partnersuche. Das soziale Netzwerk umfasst in den ausgewählten Studien mehrheitlich die Eltern, die Familie sowie Freund:innen, also das primäre soziale Netzwerk.

3.1.1 Der Wunsch nach einem Gegenüber

Die Studie *Sexuelle Gesundheit für Menschen mit kognitiven Einschränkungen* von Kunz (2016) erhob die Angebote für und die Bedürfnisse von Menschen mit Lernschwierigkeiten im Bereich sexuelle Gesundheit. Analysiert wurden Begegnungsangebote sowie öffentlich zugängliche Angebote von kantonalen Fachstellen für sexuelle Gesundheit, Beratungsstellen und Bildungsstellen in der Schweiz. Um die Bedürfnisse der Zielgruppe zu untersuchen, wurden Gruppendiskussionen mit 18 erwachsenen Wohnschüler:innen geführt. Die Ergebnisse zeigen, dass das Sprechen über sexuelle Gesundheit für viele Teilnehmende eine neue Erfahrung war. Mehrere Teilnehmende äusserten den Wunsch nach einem Gegenüber und wiesen auf «fehlende Kontaktmöglichkeiten» (ebd., S. 114) hin. Den Teilnehmenden war das vorsichtige Herantasten an eine Beziehung wichtig. Zudem empfanden sie Vertrauen und Treue als wichtige Werte in einer Beziehung. Auffallend ist, dass in den Gruppendiskussionen ein auf Vorsicht beruhender Umgang mit Sexualität und Partnerschaft beziehungsweise der «Schutzgedanke» (ebd., S. 106) im Vordergrund stand, während positive und lustvolle Aspekte der Sexualität kaum thematisiert wurden (ebd.). Homosexuelle Teilnehmende sahen sich besonders herausgefordert, zumal sie eine Minderheit (homosexuelle Personen) sind innerhalb einer Minderheit (Menschen mit Behinderungen). Mehrfach betont wurde der Wunsch nach einem stärkeren Austausch zwischen homosexuellen Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen respektive Lernschwierigkeiten.

Den Wunsch nach einem Gegenüber äusserten auch die Teilnehmenden der Untersuchung *Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen in Deutschland* (2012), durchgeführt vom *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* (BMFSFJ). In dieser Studie wurden offene Leitfadeninterviews mit Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen geführt, die entweder in Einrichtungen oder in privaten Haushalten lebten. Interviewt wurden 318 Frauen mit Lernschwierigkeiten und 102 Frauen mit psychischen

Beeinträchtigungen, die zum Zeitpunkt der Erhebung in Einrichtungen wohnten. Zudem wurden 341 Frauen mit Seh- oder Hörbeeinträchtigungen sowie schwersten Körper- und Mehrfachbeeinträchtigungen befragt, die zum Erhebungszeitpunkt in privaten Haushalten lebten. Ein zentrales Ergebnis der Untersuchung war, dass Frauen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen im Vergleich zum Bevölkerungsdurchschnitt deutlich häufiger angaben, «vertrauensvolle Beziehungen, die Wärme, Geborgenheit und Wohlgefühl vermitteln, zu vermissen» (BMFSFJ, S. 48). Bei Frauen in Einrichtungen war dieser Wunsch nochmals deutlich stärker vorhanden als bei Frauen in Privathaushalten.

Die qualitativ-rekonstruktive Studie *Teilhabe von Menschen mit einer Beeinträchtigung* (TeMB-Studie) führte die *Hochschule Luzern*, die *Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik* und die *Pro Infirmis* durch (Pfister et al., 2017). Sie erfasst die Teilhabe von Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen in sechs verschiedenen Lebensbereichen. Gesamthaft wurden 23 Personen aus neun Deutschschweizer Kantonen mittels problemzentrierter Interviews befragt, davon elf Personen mit Lernschwierigkeiten. Die Ergebnisse zum Bereich Partnerschaft sind für die vorliegende Arbeit besonders relevant: «Viele der befragten Personen haben vom Wunsch nach einer Partnerin oder einem Partner berichtet» (ebd., S. 40). Auch der Wunsch nach einer Beziehung wurde in vielen Gesprächen geäußert; viele Interviewte litten darunter, nicht in einer Beziehung zu leben. Als geeignete Kennenlern- und Kontaktmöglichkeiten nannten die Befragten die Arbeit, die Berufslehre, das Internet und das abendliche Ausgehen. Die Interviewten wünschten sich «weitere Treffmöglichkeiten oder ‹Heiratsmärkte› wie Single-Discos» (ebd., S. 44). Laut dem Forschungsteam sei es für viele der Befragten sehr schwierig, jemanden kennenzulernen, obwohl es viele Möglichkeiten gäbe, potenzielle Partner:innen zu finden. Möglicherweise liegt dies an der (noch immer bestehenden) Tabuisierung der Sexualität von Menschen mit Beeinträchtigungen. Die Tabuisierung zeigt sich auch in den Interviewanalysen: «Für eine Mehrheit der befragten Personen ist das Thema Sexualität in gesellschaftlicher, familiärer und persönlicher Hinsicht ein Tabuthema» (ebd., S. 41). Dies erschwert die Partnersuche zusätzlich.

In der Studie *Sexuelle Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderung* nach Ortland (2016) wird die sexuelle Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen in institutionalisierten Wohnformen aus der Perspektive der Mitarbeitenden thematisiert. 640 Mitarbeitende aus sechs Wohneinrichtungen in Deutschland wurden mittels Fragebogen zur sexuellen Selbstbestimmung der Bewohnenden befragt. In der Studie gaben 90 Prozent der Mitarbeitenden an, dass die Bewohnenden «häufig» (37 %) oder «manchmal» (53 %) kaum Möglichkeiten haben, ein Gegenüber zu finden (ebd., S. 91), obwohl dieser Wunsch bei

den Bewohnenden stark vertreten sei. Beinahe die Hälfte aller befragten Mitarbeitenden wurde bereits mit diesem Wunsch konfrontiert. Zudem bestätigten 85 Prozent der Befragten die Aussage, dass das Ausleben sexueller Wünsche für die Bewohnenden «häufig» (29 %) respektive «manchmal» (56 %) nicht möglich sei (ebd., S. 91). Erfragt wurde auch, wie zufrieden die Mitarbeitenden mit der Gesamtsituation in der Einrichtung sind in Bezug auf die sexuelle Selbstbestimmung der Bewohnenden. Dazu hält die Autorin fest: «Nicht einmal die Hälfte der Mitarbeitenden ist zufrieden mit der Situation in ihrer Einrichtung» (ebd., S. 110). Zwei Drittel aller Mitarbeitenden wünschten sich Veränderung und Unterstützung in der Realisierung sexueller Selbstbestimmung der Bewohnenden.

Auch die Forschungsschrift *Sexuelle Selbstbestimmung und sexuelle Gewalt. Ein Modellprojekt in Wohneinrichtungen für junge Menschen mit geistiger Behinderung* von Fegert et al. (2006) zeigt den Wunsch vieler Menschen mit Beeinträchtigungen nach einem Gegenüber. In zwei Wohneinrichtungen in Deutschland wurden qualitative Interviews und Gruppendiskussionen geführt, mit den Bewohnenden, den Mitarbeitenden sowie Expert:innen für sexuelle Selbstbestimmung und sexuelle Gewalt. Bewohnende wurden befragt zu ihren Bedürfnissen, zu ihrer Lebensrealität und zu ihrer individuellen Sichtweise auf die Themen Sexualität, sexuelle Selbstbestimmung und sexuelle Gewalt. Die Studie zeigt unter anderem, dass der Treue in Beziehungen ein hoher Stellenwert beigemessen und Fremdgehen verurteilt wird. Diese Werthaltung findet sich auch in anderen Studien wieder (z. B. Kunz, 2016). Die Bewohnenden äusserten hinsichtlich einer Beziehung unterschiedliche Vorstellungen und Bedürfnisse: «Höchst unterschiedlich ist jedoch, was jeweils unter Partnerschaft verstanden wird, ob sie homo-, heterosexuell oder ohne diese Zuordnung gelebt wird» (Fegert et al., 2006, S. 109). Gemäss den Forschenden war es schwer auszumachen, ob es sich um eine Freundschaft oder Partnerschaft handelt.⁹ Zudem zeigt die Studie, dass die befragten heterosexuellen Bewohnenden positiv eingestellt sind gegenüber Homosexualität. Daraus schlussfolgern die Forschenden eine positive Einstellung der Bewohnenden gegenüber Sexualität im Allgemeinen. Im Gegensatz dazu zeigen in der Untersuchung von Kunz (2016) einzelne Männer mit Lernschwierigkeiten auch eine ablehnende oder abwertende Haltung gegenüber Homosexualität.

⁹ Es stellt sich die Frage, inwiefern diese Zuteilung notwendig ist. Einem breiten Verständnis von Sexualität folgend (Ortland, 2020; Sporken, 1974), ist diese Zuordnung nicht relevant, da in einer Partnerschaft unterschiedliche sexuelle Bedürfnisse gelebt werden.

Eine vielfältige Auslegung von Partnerschaft kommt auch in der partizipativen Forschungsschrift *Biografie, Partizipation und Behinderung* nach Hedderich, Egloff und Zahnd (2015) zum Ausdruck. Darin erzählen Menschen mit Lernschwierigkeiten ihre Lebensgeschichte. Jede Lebensgeschichte wurde von einem Forschungsteam in Leichter Sprache festgehalten. An der Studie waren vier solcher Teams beteiligt, bestehend aus einer erzählenden Person mit Lernschwierigkeiten und einer Schreibassistenz. Simon Diriwächter berichtet in seiner Lebensgeschichte *Ich möchte heiraten* (ebd., S. 221–249) von seinen mehrjährigen Beziehungen. Der Protagonist erzählt vom Zusammenkommen, vom Schlussmachen, vom Verliebtsein in eine oder mehrere Personen, vom Küssen, von gemeinsamen Unternehmungen sowie seinem Heiratswunsch. Inwiefern auch genitalsexuelle Bedürfnisse in den Partnerschaften relevant sind, wird nicht expliziert.

In der Studie von Fegert et al. (2006) thematisierten die Studienteilnehmenden mit Lernschwierigkeiten aus Wohneinrichtungen ihre Sexualität vor allem im Kontext einer verbindlichen Zweierbeziehung. Über Sexualität ausserhalb einer solchen Beziehung sprachen sie in den Interviews selten: «Das Ideal einer monogamen Zweierbeziehung und gängige Normen sind auffallend präsent» (ebd., S. 128). Dieser Befund zeigt sich auch in der Forschungsschrift nach Hedderich et al. (2015): In der Lebensgeschichte von Simon Diriwächter wird nur im Beziehungskontext vom Küssen gesprochen. Ob der von ihm geäusserte Heiratswunsch mit der Befriedigung genitalsexueller Bedürfnisse verbunden ist, sei dahingestellt. Dieser Zusammenhang würde allerdings die These stützen, dass sexuelle Bedürfnisse vor allem im Rahmen einer Beziehungsform geäussert werden, die in der Gesellschaft als «akzeptiert» gilt, wie bei Fegert et al. (2006).

Auch in der fiktiven *Liebesgeschichte von und mit Andreas Meyer* (Hedderich et al., 2015) werden sexuelle Bedürfnisse im Kontext einer Beziehung erwähnt. Meyer hat klare Vorstellungen von einer Partnerin, der er den Namen Ramona gibt. Er beschreibt die zufällige Begegnung in der Stadt, die Kontaktaufnahme, das Verabreden, das Verliebtsein, «heisse Küsse» sowie gegenseitige Kosennamen. Die Genitalsexualität wird nur im Kontext des Kinderwunsches erwähnt und bildet den Abschluss der Liebesgeschichte: «Und nach zwei Jahren ziehen wir zusammen und Ramona ist in Erwartung eines Kindes. Wir heiraten und sind für immer und ewig eine glückliche Familie» (ebd., S. 137).

Die selbstständige, unabhängige Lebensführung beschäftigt in der Studie nach Fegert et al. (2006) eine grosse Gruppe der interviewten Personen. Sie ist verbunden mit dem Wunsch nach einem Kind, das ausserhalb der Institution grossgezogen wird. Die Forschenden merken dazu an, dass ein eigenes Kind eine Möglichkeit sein kann, die Institution zu verlassen und selbstbestimmter zu leben.

3.1.2 Auswirkungen von institutionalisierten Wohnformen

Das vorangehende Kapitel hat gezeigt, dass Menschen mit Behinderungen in zahlreichen Studien den Wunsch nach einem Gegenüber und einer Beziehung äussern. Welche Auswirkungen das Leben in einer Institution auf die Partnersuche und auf Beziehungen hat, kann aus verschiedenen Studienergebnissen abgeleitet werden. Nachfolgend wird eine Auswahl davon vorgestellt.

Die Studie nach Kunz (2016) weist darauf hin, dass im öffentlichen Dienstleistungsbereich nicht genügend Bildungs-, Beratungs- und Begegnungsangebote für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen respektive Lernschwierigkeiten vorhanden sind. Am stärksten fehlen Begegnungsangebote und -möglichkeiten. Nur 16 Prozent der öffentlichen Institutionen, die alle aus dem Behindertenbereich stammen, bieten Begegnungsmöglichkeiten an. Personen mit Lernschwierigkeiten würden nur unzureichend direkt adressiert, was sich in den fehlenden Kontaktmöglichkeiten widerspiegelt. Für diese Zielgruppe fehlen digitale Angebote sowie Angebote in Leichter Sprache. In der Diskussion mit den Wohnschüler:innen standen beziehungsbezogene Themen und fehlende Kontaktmöglichkeiten im Vordergrund. Die befragten Expert:innen in eigener Sache wünschten sich, dass ihre Zielgruppe stärker adressiert wird. Das kann nach Kunz (2016) erreicht werden, indem digitale Angebote in Leichter Sprache entwickelt werden mit Informationen zu den Themen Sexualität, Partnerschaft und sexuelle Gesundheit. Auf diese Weise können sich Personen mit Lernschwierigkeiten, die auf Leichte Sprache angewiesen sind, selbstbestimmt und ohne fremde Hilfe informieren (ebd.). Die Nachuntersuchung der öffentlich zugänglichen Angebote zu Themen sexueller Gesundheit für Menschen mit Lernschwierigkeiten zeigt, dass sich die Situation in der Zwischenzeit jedoch kaum verändert hat: Eine barrierefreie Kommunikations- und Informationsgrundlage ist nach wie vor nicht garantiert (ebd., 2019).

In der Untersuchung von Fegert et al. (2006) wird über «[d]as Fehlen eines ungestörten Rückzugraumes» (S. 162) in Institutionen berichtet. Laut den Bewohnenden seien die Mitarbeitenden ständig anwesend, was Intimität verunmöglichliche. Rückzugsorte sind jedoch zentral, damit Bewohnende einer Institution Intimität mit Partner:innen leben können. Aufgrund der fehlenden Rückzugsmöglichkeiten finden private, intime Treffen zwischen den Bewohnenden einer Einrichtung meist an geheimen Orten statt, etwa in Toilettenanlagen der Institution oder im Wald.

Hähner (2013) hebt hervor, dass «Orte unvoreingenommener Begegnung» (S. 212) zentral sind, damit sich Partnerschaften entwickeln zu können. Bei Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in Institutionen leben, beschränken sich diese Orte jedoch oftmals auf die Schule, den Arbeitsplatz und das Wohnheim.

Die ständige Beaufsichtigung durch die Eltern oder die Mitarbeitenden der Institution verhindert, dass private Begegnungsorte genutzt werden können. Folglich entwickeln sich Beziehungen nach Hähner (2013) oftmals zwischen den Bewohnenden einer Institution und begrenzen sich auf die Orte innerhalb einer Institution. Die Veränderung der eigenen Wohn- oder Arbeitssituation kann dementsprechend weitreichende Konsequenzen für eine Beziehung haben (ebd.).

Die Beziehungsgestaltung von Menschen in institutionalisierten Wohnformen unterliegt stark den Regeln einer Institution. Diese können die Selbstbestimmung der Bewohnenden begrenzen (ebd.). Hähner (2013) beschreibt Regeln in einem Wohnheim, welche die Zweisamkeit eines Paares in der Wohngruppe verhindern: Der Freund einer Bewohnerin darf nur alle 14 Tage zu Besuch kommen und unter der Woche nur bis maximal 21 Uhr bleiben. Diese Regeln werden als Versuch interpretiert, «die traditionelle Heimstruktur und das Bewusstsein darum, dass Partnerschaft und Sexualität zu den menschlichen Grundrechten gehören, unter einen Hut zu bringen» (ebd., S. 221).

Die Regeln in einer Institution beeinflussen die sexuelle Selbstbestimmung der Bewohnenden. Jedoch sollten die Betreuenden die individuellen Freiheiten und die Intimität der Bewohnenden respektieren. Das bedeutet unter anderem, dass Bewohnende, die in einer Beziehung leben, selbst entscheiden dürfen, ob sie mit ihrem Gegenüber ein Doppelzimmer oder separate Einzelzimmer beziehen möchten (Dreblow, 1999). Regeln in Wohneinrichtungen beschreiben auch Fegert et al. (2006): Der Wunsch, ausserhalb der Einrichtung zu übernachten sowie Gäste in die Institution einzuladen, wird jeweils von den Mitarbeitenden der Einrichtung besprochen. An Besuchswochenenden sind zwar Besuche erlaubt, allerdings dürfen «nicht beliebig viele Gäste in der Wohngruppe übernachten» (ebd., S. 154). Das begründen die Mitarbeitenden damit, dass die Gruppenstabilität gewahrt und die anderen Bewohnenden nicht gestört werden sollen. Zudem haben gemeinschaftliche Aktivitäten der Wohngruppe Vorrang gegenüber individuellen Übernachtungswünschen. Für die Freizeitgestaltung der Bewohnenden gilt dasselbe: Die gemeinsam geplanten Aktivitäten der Gruppe haben Priorität.

Wenn Bewohnende die Regeln einer Institution brechen, leiten die Mitarbeitenden Sanktionen ein. Diese können für die Bewohnenden einschneidende Konsequenzen haben (Fegert et al., 2006) und etwa den Ausschluss aus einer Institution bedeuten. Mitarbeitende haben folglich eine grosse Entscheidungsmacht, die das Verhalten der Bewohnenden massgeblich beeinflusst. Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass Bewohnende das «Verbot [...] sexueller Aktivität» (ebd., S. 159) übergeneralisieren, insofern als sie schon für das Küssen einer Person die Erlaubnis der Mitarbeitenden einholen. Leitungspersonen haben

auch bei Absprachen für private Treffen eine entscheidende Rolle: Sie entscheiden, ob Geschlechtsverkehr möglich ist oder nicht (ebd.). Daraus lässt sich schliessen, dass sexuelle Bedürfnisse in Einrichtungen nur wenig selbstbestimmt ausgelebt werden können:

Offensichtlich wird der Alltag als derart fremdbestimmt und das Thema der Sexualität so tabubesetzt empfunden, dass das Einholen einer Erlaubnis bei alltäglichen Handlungen und beim Leben von Sexualität oder das Verheimlichen sexueller Aktivität als selbstverständlich oder Notwendigkeit empfunden wird (ebd., S. 159).

In der Studie *Sonderpädagogische Professionalität unter der Leitidee der Selbstbestimmung* nach Rock (2001) wird Selbstbestimmung im Kontext des institutionalisierten Lebens betrachtet. Rock führte Gruppendiskussionen durch mit Mitarbeitenden aus Einrichtungen für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Sie untersuchte die «Orientierungs- und Deutungsmuster [der Mitarbeitenden], die im Hinblick auf die Ermöglichung bzw. Begrenzung von Selbstbestimmung zum Tragen kommen» (Rock, 2001, S. 64). An den Gruppendiskussionen beteiligten sich Mitarbeitende aus drei verschiedenen Wohneinrichtungen und einer Werkstätte für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Zudem wurden auch Menschen mit Lernschwierigkeiten in die Untersuchung einbezogen. Rock schloss aus den Ergebnissen auf sieben Spannungen, mit denen Fachpersonen aus dem Bereich der Sonderpädagogik in ihrem Beruf konfrontiert sind.

Die fünfte Spannung, Rock (2001) bezeichnet sie als die «Spannung von Autonomie und Organisationserfordernissen» (S. 159), greift den Fakt auf, dass in Institutionen Gruppenbedürfnisse Vorrang haben gegenüber individuellen Bedürfnissen. Dazu gehören auch andere Regeln; zum Beispiel der zweiwöchige Heimfahrrhythmus, die Beschränkung der Ausgehzeiten sowie die Anwesenheitspflicht bei Mahlzeiten. Begründet werden diese Regeln mit dem Dienstplan der Angestellten und dem Charakter einer Gemeinschaft, die die Unterordnung der Einzelnen erfordere und Individualisierung nur begrenzt zulasse (ebd.). Gemäss Seifert (1997) sollte Selbstbestimmung im Kontext des institutionalisierten Lebens aber bedeuten, dass individuelle Interessen im Zusammenleben mit anderen verfolgt werden können und in diesem Sinne Individualisierung zugelassen wird. Die Selbstbestimmung der Bewohnenden wird jedoch eingeschränkt, wenn gruppenbezogene Aktivitäten priorisiert werden und die Teilnahme daran Pflicht ist, wenn Institutionen Schlafenszeiten und Hausordnungen festlegen und bestimmen, ob Mahlzeiten allein oder mit den anderen Bewohnenden eingenommen werden müssen.

Die siebte Spannung nach Rock (2001) ist «[d]ie Spannung von Autonomie und eigenem Leistungsanspruch» (S. 164). Aus einem professionellen Selbstver-

ständnis heraus erleben die Mitarbeitenden eine paternalistische Haltung als gerechtfertigt. Eine Haltung, welche die Selbstbestimmung der Menschen mit Lernschwierigkeiten nur so weit zulässt, wie sie die Machtstellung, Kontrolle und Autorität der Mitarbeitenden nicht gefährdet. Dadurch verhärtet sich die strukturelle Asymmetrie zwischen Mitarbeitenden und Bewohnenden und es kann, wie oben beschrieben, zu einer «Übergeneralisierung» (Fegert et al., 2006, S. 159) von Regeln kommen.

Auch kontrolliert die Institution die Intimität und Privatsphäre der Bewohner:innen (ebd.). Diese Fremdbestimmung wird begründet mit der Verantwortung der Institution oder auch den Ängsten der Fachkräfte vor einer Schwangerschaft der Bewohnenden (z. B. Hähner, 2013). Rock (2001) verweist in der ersten Spannung auf «[d]ie Spannung zwischen Autonomie und Fürsorge» (S. 151), die erklärt, weshalb Mitarbeitende den Bewohnenden in gewissen Lebensbereichen Selbstbestimmung verweigern. Ihnen sollen negative Erfahrungen erspart bleiben wie beispielsweise Enttäuschungen in der Beziehung oder eine Schwangerschaft, die zum Ausschluss aus der Institution führen könnte. Die Aufgabe, Bewohnende zu schützen, überwiegt also dem Anspruch, den Bewohnenden Autonomie und Selbstbestimmung zu ermöglichen (ebd.). Anzumerken ist, dass es in der Studie von Fegert et al. (2006) zweierlei Positionen gab: Neben der Gruppe von Bewohnenden, welche diese Regeln als einschränkend und fremdbestimmend erlebten, waren auch Bewohnende vorhanden, die sich durch die Regeln der Institution nicht eingeschränkt, «sondern ganz im Gegenteil, sich geschützt und unterstützt fühlen» (S. 163).

Die Studie des *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* (BMFSFJ) (2012) hat nachgewiesen, dass die Bewohnenden die Zusammensetzung ihrer Wohngruppe nicht beeinflussen können. Dieser Befund wird auch in der Studie nach Ortland (2016) bestätigt. Es ist davon auszugehen, dass diese mangelnde Einflussnahme die Suche nach einem Gegenüber behindert. Weitere erschwerende Bedingungen für die Partnersuche sind die isolierenden Lebensumstände sowie der mangelhafte Schutz der Privat- und Intimsphäre der Bewohnenden (BMFSFJ, 2012; Fegert et al., 2006; Ortland, 2016).

Findet sich ein Paar in einer Einrichtung, kommt den Betreuenden eine besondere Rolle zu: Sie begleiten und beraten das Paar bei der Ausübung von selbstbestimmter Sexualität unter Berücksichtigung der institutionellen Regelungen (Hähner, 2013; Hennies et al., 2001). Hähner (2013) hält fest: «Als Paar eine eigene Identität zu entwickeln, wird letztlich nur möglich sein, wenn Raum dafür gegeben wird, wenn diese beiden Menschen in ihrem Lebensumfeld akzeptiert und unterstützt werden» (S. 223). Die Betreuenden müssen folglich darauf achten, ihre eigenen Vorstellungen von einer gelingenden Beziehung

nicht auf Paare zu übertragen. Vielmehr sollten die Wünsche und Bedürfnisse des Paares im Mittelpunkt stehen (Dreblow, 1999). Rock (2001) spricht in diesem Zusammenhang von der «Spannung von Autonomie und Anpassung an gesellschaftliche Normalitätsstandards» (S. 158). Sie meint damit einen gesellschaftlichen Normalisierungsdruck, der von aussen auf die Mitarbeitenden in Einrichtungen wirkt. Dieser führt dazu, dass die Mitarbeitenden von den Bewohnenden ein unauffälliges und angepasstes Verhalten erwarten. Denn sogenanntes «Fehlverhalten» oder nicht normkonformes Verhalten der Bewohnenden wird gesellschaftlich unmittelbar als negativ bewertet hinsichtlich der Qualität der Berufsausübung der Mitarbeitenden. Es ist anzunehmen, dass Mitarbeitende von Institutionen gerade bei Themen wie sexueller Selbstbestimmung von Menschen mit Lernschwierigkeiten diesen gesellschaftlichen Druck noch stärker spüren, da sie zugleich auch den Schutz vor Missbrauch gewährleisten müssen.

Um Menschen mit Lernschwierigkeiten in Einrichtungen vor Missbrauch zu schützen, wäre es wichtig, das Thema sexuelle Selbstbestimmung mit ihnen zu behandeln. Ortland (2016) wies in ihrer Studie jedoch nach, dass Mitarbeitende eine abwartende Haltung einnehmen und die Sexualität der Bewohnenden nur bei Bedarf thematisieren. Im Fragebogen der Studie mussten die Teilnehmenden die Aussage bewerten, dass viele Mitarbeitende nicht wahrhaben wollen, dass Bewohnende Sex haben möchten. Die befragten Mitarbeitenden antworteten mit «häufig» (23 %) respektive «manchmal» (53 %) (ebd., S. 88). Knapp ein Viertel der Befragten gab an, dies «nie» (24 %) wahrhaben zu wollen (ebd.). Es ist anzunehmen, dass zwischen dem «nicht wahrhaben wollen» und der abwartenden Haltung der Mitarbeitenden ein Zusammenhang besteht.

Einschränkungen der sexuellen Selbstbestimmung von Menschen mit Lernschwierigkeiten können verschiedene Ursachen haben. Die obige Diskussion zeigt, dass sie meist nicht mit der Beeinträchtigung an sich zusammenhängen, sondern strukturell bedingt sein können. Zum Beispiel durch die Mitarbeitenden einer Institution, die Lern-, Entwicklungs- und Handlungsmöglichkeiten im Bereich der sexuellen Selbstbestimmung eröffnen oder verschliessen. Parallel wirken gesellschaftliche Norm- und Wertvorstellungen sowie organisationale Rahmenbedingungen auf das Handeln der Mitarbeitenden (Ortland, 2016). Sie bewerten das sexuelle Verhalten der Bewohnenden oftmals als «beeinträchtigungsspezifisch» und führen es nicht auf strukturelle Ursachen zurück:

Über 90 % der Befragten sind der Auffassung, dass Bewohner/innen ihrer Wohngruppen durch die Behinderung weder ein Verständnis von der eigenen Sexualität haben noch in der Lage sind, ein angemessenes Verhalten zu erlernen und auch behinderungsbedingt kein Verständnis von Privat- oder Intimsphäre haben (Ortland, 2016, S. 92).

Fast ausnahmslos begründen die Mitarbeitenden das unangemessene Sexualverhalten einer Person mit deren Beeinträchtigung (ebd.), obwohl es keine sogenannte «behindertenspezifische Sexualität» (Leue-Käding, 2004, S. 8) gibt. Wird dieses Verhalten jedoch an der Person mit Beeinträchtigungen festgemacht, führt dies dazu, dass strukturelle Missstände verschleiert werden und behindernde Strukturen unberücksichtigt bleiben. Ortlund (2016) merkt hierzu an: «Es handelt sich dabei um eine Einschätzung, die dringend durchbrochen werden muss, damit sexuelle Selbstbestimmung als förderliche Entwicklungsressource positiv bewertet werden kann» (S. 137).

Die grosse Abhängigkeit der Bewohnenden von den Mitarbeitenden und den Regeln der Institution hinsichtlich der Ausgestaltung der eigenen Sexualität wird in den aufgeführten Studien deutlich. Im Kontext eines sozial-relationalen Verständnisses von Behinderung (siehe Kapitel 2.2.2) müssen diese strukturellen Missstände besonders beachtet werden, da sie behindernd auf eine selbstbestimmte Sexualität wirken und die Partnersuche erschweren (können).

3.1.3 Einfluss des sozialen Netzwerks

Das soziale Netzwerk hat einen grossen Einfluss darauf, wie selbst- respektive fremdbestimmt eine Person ihre Sexualität und ihre Beziehungen gestalten kann. Auch auf die Partnersuche kann das soziale Netzwerk mehr oder weniger stark einwirken. Unter den Bezugspersonen nehmen die Mitarbeitenden einer Institution eine Schlüsselrolle ein: Sie können die Selbstbestimmung der Bewohnenden stärken oder beschränken. In diesem Kapitel werden Studien vorgestellt, die den Einfluss des sozialen Netzwerks auf die Sexualität und Partnerschaften von institutionalisiert lebenden Menschen untersucht haben.

Leue-Käding (2004) interviewte in ihrer Studie *Sexualität und Partnerschaft bei Jugendlichen mit einer geistigen Behinderung* 22 Jugendliche mit einer Lernschwierigkeit in Deutschland im Alter von 14 bis 19 Jahren sowie deren Bezugspersonen. Themenschwerpunkte der Interviews waren die sexuelle Entwicklung, die Sexualität und die romantischen Beziehungen der Jugendlichen. Leue-Käding stellte in den Gesprächen fest, dass alle beteiligten Jugendlichen und deren Bezugspersonen einen individuellen Zugang zur Sexualität und Partnerschaft haben. Die Gespräche deuteten zudem darauf hin, dass dieser individuelle Umgang – genauer das Selbstkonzept der Jugendlichen, die Entwicklung ihrer Identität und ihrer Sexualität – beeinflusst wird von den Einstellungen und Wertvorstellungen der Eltern, Geschwister und Lehrpersonen. Auch gesellschaftliche Bedingungen sowie die individuelle Lebenssituation der Jugendlichen wirken ein auf ihr Handeln und ihren Umgang mit der Thematik. Zum Zeitpunkt der Studie gingen Wissenschaft und Praxis erst teilweise offen und

selbstverständlich mit der Sexualität von Jugendlichen mit Lernschwierigkeiten um. Aus Leue-Kädings Sicht kann ein offener Umgang nur vorangetrieben werden, wenn sich die Bezugspersonen und Jugendlichen gemeinsam mit dem Thema auseinandersetzen:

Der offene Umgang mit der Sexualität von jungen Menschen, die als geistig behindert bezeichnet werden, hat sich in der Wissenschaft und Praxis noch nicht umfassend durchsetzen können. Die Interaktion und Interaktionsbemühungen aller am Sozialisationsprozess der Jugendlichen [sic!] Beteiligten stellt einen wesentlichen Indikator für deren «natürlichen» Umgang mit Aspekten von Sexualität und Partnerschaft dar (Leue-Käding, 2004, S. 281).

Auch die Studie *Zur psychosozialen Sexualentwicklung geistig behinderter Jugendlicher* nach Rittberger (2000) weist darauf hin, dass Eltern die Sexualentwicklung ihrer Kinder beeinflussen. Nach Rittberger spielt auch die soziale Interaktion mit Gleichaltrigen eine bedeutsame Rolle für die psychosoziale Sexualentwicklung. Rittberger interviewte 26 Jugendliche mit Lernschwierigkeiten in Österreich. Die eine Hälfte der Jugendlichen besuchte eine Integrationsklasse¹⁰, die andere eine Sonderschulklasse. Die Jugendlichen in den Integrationsklassen besuchten den Aufklärungsunterricht, die Jugendlichen in der Sonderschule nicht. In den Interviews zeigte sich, dass die Eltern der Kinder aus den Integrationsklassen gegenüber Freundschaften positiver eingestellt waren als die Eltern der Kinder aus den Sonderschulklassen. Eltern von integrativ beschulten Kindern unterstützten diese darin, an ausserhäuslichen Freizeitaktivitäten teilzunehmen. Kinder aus Sonderschulklassen hingegen waren stärker sozial isoliert, da sich ihre persönlichen Kontakte mehrheitlich auf die Sonderschule begrenzten. Diese Studie liegt schon etwas länger zurück; es stellt sich die Frage, ob sich die Sexualerziehung von integrativ und separativ beschulten Jugendlichen auch heute noch unterscheidet. In der Studie wird zudem deutlich, wie stark die Haltung der Eltern die Sexualerziehung ihrer Kinder beeinflusst. Deshalb soll die Rolle der Eltern und Bezugspersonen auch in den Interviews der vorliegenden Arbeit berücksichtigt werden, genauer ihr Einfluss auf die Partnersuche der befragten Erwachsenen in Institutionen.

Bereits vor über 30 Jahren wies eine Studie nach, dass die Lebensumstände von Menschen mit Lernschwierigkeiten ihre Sexualität und ihr Erwachsensein erschweren können (Walter & Hoyle-Herrmann, 1987). Die Studie

¹⁰ Integrationsklassen sind Klassen, die an die Regelschule angegliedert sind und von Kindern mit und ohne Beeinträchtigungen besucht werden. Sonderschulklassen werden ausschliesslich von Kindern mit Beeinträchtigungen besucht und sind an eine Sonderschule angegliedert (Rittberger, 2000).

Erwachsensein und Sexualität in der Lebenswirklichkeit geistigbehinderter Menschen ist eine der ersten Studien im deutschsprachigen Raum, die Menschen mit Lernschwierigkeiten selbst zu Wort kommen liess. Untersucht wurde die Sexualpädagogik respektive die sexualandragogische Praxis in Einrichtungen für «geistigbehinderte Erwachsene» (ebd., S. 14) beziehungsweise Erwachsene mit Lernschwierigkeiten in Deutschland. Dafür wurden biografische Interviews mit 10 Erwachsenen mit Lernschwierigkeiten geführt sowie mit zwei Elternpaaren. Ergänzend füllten Mitarbeitende von 493 Institutionen einen Fragebogen zum Stand der sexualandragogischen Praxis in ihrer jeweiligen Einrichtung aus. Beinahe alle der 10 Interviewten waren zu Beginn gehemmt, über Sexualität zu sprechen. Im Elternhaus der Befragten wurde dieses Thema oftmals tabuisiert und die Sexualerziehung fiel meist mangelhaft aus. In Heimen wurden die Themen Sexualität und Erwachsensein nur im Kontext einer gemischtgeschlechtlichen Wohngruppe diskutiert. Keine der interviewten Personen erlebte eine umfassende Sexualerziehung. Die Forschenden beschrieben ihren Eindruck, dass das Erwachsensein für die befragten Menschen mit Lernschwierigkeiten selbst kein Problem war, jedoch für ihre Bezugspersonen: «Geistigbehinderte Menschen zeigen immer wieder, dass sie sich als Erwachsene fühlen – die Eltern müssen dies nur wahrhaben wollen» (ebd., S. 231). Im Interview sprachen die Befragten auch über Beziehungs- und Heiratswünsche, was im weitesten Sinne als «Wunsch nach Sexualität» (ebd.) aufgefasst wird. Die Gespräche deuteten darauf hin, dass sich Personen mit Lernschwierigkeiten durch eine Partnerschaft akzeptiert und zu einer vollwertigen Person aufgewertet fühlten. Die Wünsche der Befragten wurden allerdings von den Eltern und Erziehenden kaum unterstützt. Zudem zogen die Bezugspersonen eine Sterilisation gegenüber Verhütungsmitteln vor, da sie befürchteten, «dass durch <Aufklärung> und Verabreichung von derartigen Mitteln <schlafende Hunde> geweckt werden» (ebd.).

Es bestehen unzählige Tabus rund um die Sexualität von Menschen mit Lernschwierigkeiten und teils eine ablehnende Haltung von Eltern und Bezugspersonen gegenüber dieser Thematik. Diese Umstände sind auch drei Jahrzehnte nach der Studie von Walter und Hoyler-Herrmann (1987) teils noch aktuell. In der Studie nach Kunz (2016) erleben Personen mit Lernschwierigkeiten ihr primäres Netzwerk, also Eltern, Familie und Freund:innen, nicht nur unterstützend, sondern auch als kontrollierend oder gar hemmend für die eigene Partnersuche oder Beziehung. Zum Beispiel erzählte eine Frau mit Lernschwierigkeiten, dass ihre Eltern den Kontakt zu ihrem Freund verbieten würden (ebd.).

Auch in der Studie nach Pfister et al. (2017) nehmen die befragten Personen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen die eigene Familie nicht nur als

unterstützend wahr: «Einige der befragten Personen erleben Handlungen von Mitgliedern der Herkunftsfamilie hinsichtlich Partnerschaft und Sexualität als einschränkend» (ebd., S. 44). Zugleich wird das «Gutheissen der Partnerschaft» durch die Eltern als unterstützend erlebt (ebd.). Allerdings stellen Pfister et al. für Personen mit Lernschwierigkeiten fest:

Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung leben oftmals in (teil-)betreuten Wohnsettings und erfahren sozialen Austausch unter sich (oder innerhalb der Herkunftsfamilie). Die häufig vorgefundene enge emotionale und auch örtliche Bindung zur Herkunftsfamilie und das von einigen Befragten geschilderte (über-)protektive Verhalten ihrer Eltern können dabei nicht nur Ressourcen, sondern auch Teilhabebarrieren sein (Pfister et al., 2017, S. VI).

Auch die Untersuchung nach Fegert et al. (2006) zeigte, dass das primäre Netzwerk, besonders die Akzeptanz der Eltern und weiterer Familienmitglieder, eine Beziehung bedeutend beeinflussen kann. Deshalb entschieden die befragten Menschen mit Lernschwierigkeiten bewusst darüber, ob sie ihr primäres Netzwerk in Themen involvierten, die mit ihrer Sexualität und Partnerschaft verknüpft sind.

3.2 Annäherung an eine Forschungslücke

Die in Kapitel 3.1 aufgeführten Studien thematisieren die Sexualität, die Partnersuche und die Beziehungen von Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen. Die Schwerpunkte dieser Studien liegen auf den folgenden Themen: sexuelle Gesundheit (Kunz, 2016), sexuelle Selbstbestimmung (BMFSFJ, 2012; Fegert et al., 2006; Ortland, 2016; Rock, 2001) sowie Sexualität im Jugend- und Erwachsenenalter (Leue-Käding, 2004; Rittberger, 2000; Walter & Hoyler-Herrmann, 1987).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die aufgeführten Forschungsschriften verschiedene Aspekte der Partnerschaft und der Partnersuche im institutionellen Kontext thematisieren. Mehrfach genannt wird der Wunsch nach einem vertrauensvollen Gegenüber (BMFSFJ, 2012; Fegert et al., 2006; Hedderich et al., 2015; Kunz, 2016; Ortland, 2016). Zugleich werden die Auswirkungen von institutionalisierten Wohnformen aufgeführt: Sie wirken isolierend, schränken Begegnungsmöglichkeiten ein, bieten selten spezifische Angebote für Menschen mit Lernschwierigkeiten und sind durch wenig Mitbestimmung und mangelnden Raum für Intimität gekennzeichnet (BMFSFJ, 2012; Dreblow, 1999; Fegert et al., 2006; Hähner, 2013; Kunz, 2016; Ortland, 2016; Seifert, 1997; Spiegel, 1999). Schliesslich zeigen die Studien, dass die sexuelle Selbstbestimmung von

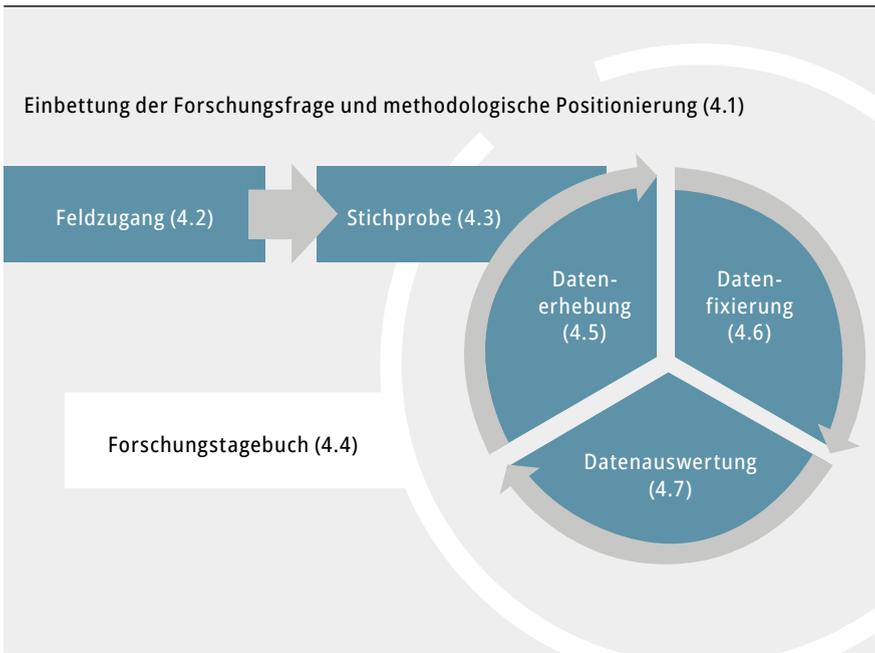
Menschen mit Lernschwierigkeiten beeinflusst wird von der Einstellung der Mitarbeitenden einer Institution und dem primären sozialen Netzwerk (Fegert et al., 2006; Leue-Käding, 2004; Rittberger, 2000; Walter & Hoyler-Herrmann, 1987).

Anhand dieser Ergebnisse lässt sich eine Forschungslücke erkennen: In den vorgestellten Studien äussern die befragten Menschen mit Lernschwierigkeiten mehrfach den Wunsch nach einem Gegenüber. Dieses Bedürfnis wurde jedoch in bisherigen Studien kaum oder nur beiläufig thematisiert. Die vorliegende Arbeit nähert sich dieser Forschungslücke an und untersucht die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen. Ein qualitatives Studiendesign wurde gewählt, da bisherige Studien mit Menschen mit Lernschwierigkeiten überwiegend quantitativ angelegt waren (Buchner & Koenig, 2008) und Menschen mit Lernschwierigkeiten selten direkt zur Sprache kamen (Buchner, 2008; Keeley, 2015). Um dieses Vorhaben umzusetzen, wird untersucht, wie Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen andere Personen treffen, kennenlernen und Beziehungen leben können. In der Studie wird der Begriff Partner:in vielfältig ausgelegt, um ein breites Verständnis von Sexualität (vgl. Kap. 2) zu untermauern und um den Vorurteilen sowie der Tabuisierung von Sexualität und Behinderung entgegenzutreten.

4 Forschungsdesign

Im folgenden Kapitel wird das Forschungsdesign vorgestellt und gezeigt, wie die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen im Kanton Zürich untersucht wurde. In den ersten Unterkapiteln werden die Forschungsfrage und die methodologische Positionierung erläutert, der Feldzugang vorgestellt und daran anschliessend die Stichprobe und das Forschungstagebuch erklärt. Danach wird im Unterkapitel 4.5 die Datenerhebung vorgestellt, die mittels narrativer Interviews nach Rosenthal (2015) durchgeführt wurde. Im Unterkapitel 4.6 wird in die Datenfixierung nach Dresing und Pehl (2015) sowie im Unterkapitel 4.7 in die Auswertung gemäss der Grounded Theory Methodologie nach Strauss und Corbin (1996) eingeführt.

Abbildung 4: Forschungsdesign, Übersicht Kapitel 4



4.1 Einbettung der Forschungsfrage und methodologische Positionierung

Das Unterkapitel 4.1 zeigt auf, wie die Perspektive von Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen auf die Partnersuche untersucht wird. Im Zentrum steht dabei die folgende Forschungsfrage: Wie erleben Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen die Partnersuche? Ein spezieller Fokus wird darauf gelegt, welche Möglichkeiten, Herausforderungen, Angebote, Grenzen und Unterstützungsformen Menschen mit Lernschwierigkeiten im Kontext der Partnersuche erleben. Dieses Unterkapitel führt zuerst kurz in den symbolischen Interaktionismus ein und anschliessend in die Grounded Theory Methodologie (GTM) nach Strauss und Corbin.

4.1.1 Symbolischer Interaktionismus

Bei der Erforschung sozialer Phänomene sind die subjektiven Sichtweisen von Personen essenziell. In der vorliegenden Publikation stehen Menschen mit Lernschwierigkeiten und ihre individuellen, subjektiven Perspektiven im Zentrum. Es wird danach gefragt, wie sie – als Expert:innen in eigener Sache – die Partnersuche erleben. Zentral ist ihre individuelle Sicht- und Deutungsweise hinsichtlich der Partnersuche und den vorherrschenden Bedingungen in Institutionen. Diese Überlegungen knüpfen an Rosenthal (1995) an, insofern als kein dualistisches Verständnis von erlebter und erzählter Lebensgeschichte verfolgt wird, das zwischen Leben und Text zu unterscheiden versucht: «Wer sich nur auf die Suche nach dem damals tatsächlich Ereigneten begibt, verkennt ebenso wie der, der nur das damals Erlebte erfassen will, den konstitutiven Anteil der aktuell *erzählten* Lebensgeschichte» (Rosenthal, 1995, S. 14; Hervorhebung im Original). Vielmehr soll die Lebensgeschichte unter Einwirkung von Zukünftigem, Vergangenem und Gegenwärtigem verstanden werden, denn die «[e]rlebte und erzählte Lebensgeschichte stehen in einem sich wechselseitig konstituierenden Verhältnis» (ebd. S. 20). Es scheint also wenig sinnvoll zu sein, bei der Erzählung einer Lebensgeschichte nach «objektiven» Ereignissen zu suchen. Solche Erzählungen hängen stets mit jenem subjektiven Sinn zusammen, der zum Zeitpunkt des Ereignisses als auch zum Zeitpunkt des Erzählens relevant war respektive ist und dadurch das Erleben bestimmte beziehungsweise bestimmt. Zudem wirkt diese erlebte Lebensgeschichte wiederum strukturierend auf die Präsentation der Lebensgeschichte, bei welcher eine (für das erzählende Subjekt logische) Abfolge erzeugt wird (ebd.).

Das Untersuchen von subjektiven Bedeutungen und individuellen Sinnzuschreibungen kann der Forschungsperspektive des symbolischen Interaktionismus

zugeordnet werden. In dieser Perspektive wird «der subjektive Sinn, den Individuen mit ihren Handlungen und ihrer Umgebung verbinden, zum empirischen Ansatzpunkt» (Flick, 1995, S. 29). Die Aufgabe der Forschenden besteht darin, die Welt aus dem Blickwinkel dieser Forschungssubjekte zu betrachten (Stryker, 1976). Ihre Sichtweisen – hier der Menschen mit Lernschwierigkeiten – werden rekonstruiert und dienen der Analyse sozialer Welten (ebd.). Diese Rekonstruktion kann anhand von autobiografischen Erzählungen erfolgen, in denen die Betroffenen biografische Abläufe aus ihrer Perspektive nachzeichnen (Flick, 1995; Rosenthal, 1995).

Die Gedankenkonstruktionen und Sinnzusammenhänge der Erzählenden können nicht direkt gedeutet werden, da sie Interpretation der handelnden Subjekte sind. Die in der Forschung untersuchten Konstruktionen sind demzufolge Konstruktionen zweiten Grades (Schütz et al., 1971). Folglich sollen in einem ersten Schritt die Konstruktionen ersten Grades rekonstruiert werden. Dazu treten die Forschenden in Kontakt mit den Befragten und helfen ihnen, ihre Sinn- und Bedeutungskonstruktion offenzulegen. Erst in einem zweiten Schritt entwickeln Forschende wissenschaftliche Theorien, die gemäss Schütz et al. dann als Konstruktionen zweiten Grades gelten (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). In der vorliegenden Publikation wird der Stimme der Menschen mit Lernschwierigkeiten Gehör verschafft. Es geht um ihre Perspektive, die rekonstruiert werden soll.

4.1.2 Grounded Theory Methodologie nach Strauss und Corbin

Die Grounded Theory Methodologie (GTM) ist ein Ansatz der rekonstruktiven Sozialforschung und eignet sich besonders dafür, noch weitgehend unerforschte soziale Phänomene zu untersuchen. Im Zentrum steht die subjektive Sichtweise von Personen – in dieser Studie diejenige von Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen auf die Partnersuche. Im Zusammenspiel mit den Personen in ihrer Umwelt werden Bedeutungszusammenhänge ausgehandelt und konstruiert, welche die Expert:innen in eigener Sache als ihre soziale Wirklichkeit begreifen. Um diese soziale Wirklichkeit zu erforschen, muss untersucht werden, wie diese Wirklichkeit hergestellt wird (Schütz et al., 1971). In der vorliegenden Studie geht es also darum, die Perspektive von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen und ihre Wirklichkeit zu rekonstruieren.

Mit der GTM wird es für die Forschenden möglich, nah am Forschungsgegenstand – der konstruierten sozialen Wirklichkeit – zu bleiben. Der Forschungsprozess gestaltet sich iterativ hermeneutisch-zirkulär und vereint die Datenerhebung (Handeln), die Datenanalyse und die Theoriebildung (Reflexion) als «parallel betriebene Modi des Forschens» (Strübing, 2022, S. 593). Das heisst,

dass bereits am Anfang der Datenerhebung aus dem Material erste theoretische Hypothesen gewonnen werden können. Diese werden dann im weiteren Forschungsprozess geprüft, geschärft oder auch wieder verworfen, «indem induktive, abduktive und deduktive Schlussformen ineinander greifen» (ebd., S. 590).¹¹ Damit stellt sich die GTM gegen eine traditionelle Auffassung eines Forschungsvorgehens, das die Erhebungs- und Analysephase im Forschungsprozess in nacheinander folgende Sequenzen organisiert (Mey & Mruck, 2007). Das Resultat des Forschungsprozesses der GTM stellt somit eine in den Daten verankerte Theorie dar – eine Grounded Theory (GT). Die Forschungsmethodologie der GTM widerspricht somit einer hypothesenüberprüfenden, rein deduktiven Forschung (Mey & Mruck, 2020). Sie zielt darauf ab, Hypothesen aus dem Datenmaterial zu generieren, die dann fortlaufend überprüft, abstrahiert und systematisiert werden, um dadurch die theoretische Sättigung¹² der entwickelnden Theorie anzustreben (Strübing, 2022).

Die Grounded Theory Methodologie ist ursprünglich den beiden Gründern Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss zuzuordnen, die diese Methodologie vor über 50 Jahren in ihrer Publikation *The Discovery of Grounded Theory* (1967) präsentierten. Sie stellten sich mit der GTM gegen jene traditionell deduktive und hypothesenprüfende Sozialforschung, wie sie bis dahin praktiziert wurde (Mey & Mruck, 2020). Diese neue Methodologie entstand im fortlaufenden Forschungsprozess und widersprach damit der Forschung vom Bürostuhl aus – der sogenannten «Armchair-Methodik» (ebd., 2007, S. 14) – fernab des Feldes. Nach der Veröffentlichung des Werkes kam es jedoch zum Bruch zwischen Glaser und Strauss, da beide unterschiedliche Interpretationen des vorgeschlagenen Forschungsstils vertraten (ebd., 2020). Strauss veröffentlichte daraufhin mit Juliet Corbin das Werk *Basics of qualitative Research* (Strauss & Corbin, 1990) und grenzte sich so deutlich von Glasers Variante ab. Im deutschsprachigen Raum setzte sich die Auslegung der GTM nach Strauss und Corbin stärker durch, was unter anderem an der zeitnahen Veröffentlichung der deutschen Übersetzung (Strauss & Corbin, 1996) lag (Mey & Mruck, 2007).

Auch in der vorliegenden Studie wurde der Grounded Theory Methodologie (GTM) nach Strauss und Corbin gefolgt, und zwar aus den folgenden beiden Gründen:

¹¹ Eine *induktive* Vorgehensweise meint, vom empirischen Phänomen, von einer Hypothese auf das Gesetz oder die Regel zu schliessen. Eine *deduktive* Vorgehensweise hingegen meint, ausgehend von einer Regel oder einem Gesetz nach Belegen für ein empirisches Phänomen oder einer Hypothese zu suchen (Strübing, 2022). In Abgrenzung dazu geschieht beim *abduktiven* Schlussfolgern «die Hypothesengewinnung und Hypothesenprüfung am Einzelfall» (Rosenthal, 2015, S. 61).

¹² Der Begriff *theoretische Sättigung* wird im Unterkapitel 4.7.3 genauer ausgeführt.

1. Strauss und Corbin wenden in ihrer Auslegung der GTM ein dreiteiliges Codierverfahren¹³ an, welches im gesamten Forschungsprozess flexibel eingesetzt werden kann und keine starre Abfolge darstellt. Hypothesen können unter dem Einbezug von Literatur ausgearbeitet, verworfen oder im weiteren Verlauf an den Daten geprüft werden (Strauss & Corbin, 1996).¹⁴ In der Auslegung von Strauss und Corbin kann von Beginn auch theoretisch codiert sowie zwischen den Codierformen flexibel gewechselt werden.
2. Strauss und Corbin ziehen zu jedem Zeitpunkt der Forschung Literatur hinzu. Sie erachten Literatur – nebst beruflicher und persönlicher Erfahrung sowie dem analytischen Prozess – als eine Quelle theoretischer Sensibilität. Mit *theoretischer Sensibilität* bezeichnen sie «die Fähigkeit, Einsichten zu haben, den Daten Bedeutung zu verleihen, die Fähigkeit zu verstehen und das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen» (Strauss & Corbin, 1996, S. 25). Durch das Hinzuziehen von Literatur ab Forschungsbeginn können eigene Vorannahmen sichtbar gemacht und reflektiert werden (ebd.). Damit kritisieren sie die Vorgehensweise von Glaser: Dieser vertritt die Ansicht, dass Literatur erst am Ende der Forschung beigezogen werden soll – um unvoreingenommen zu bleiben und das induktive Vorgehen nicht zu beeinflussen (Mey & Mruck, 2020). Strauss und Corbin hingegen fassen Literatur als notwendig auf, um sich das eigene Vorwissen bewusst zu machen. Mittels Literatur können wichtige bisherige Erkenntnisse herausgearbeitet und die Ausrichtung der Untersuchung dementsprechend angepasst werden.

4.2 Feldzugang

Der Feldzugang hätte über den Kurs *Ich suche eine Freundin/einen Freund* des Bildungsclubs von *Pro Infirmis* (2020) eröffnet werden sollen. Auf diese Weise hätten «Gatekeeper» (Buchner, 2008, S. 518) vermieden werden können. Damit sind Vermittlungspersonen gemeint, welche die Interessen ihrer Organisation vertreten. Sie beeinflussen bereits die Stichprobe, denn:

[S]ie bestimmen bei dem beschriebenen Weg zur Stichprobengewinnung [,] ob in der betreffenden Einrichtung überhaupt geforscht werden darf, welche Personen befragt werden sollten und besitzen oft sehr konkrete Vorstellungen, welche Methode sich dafür am besten eignet (Buchner, 2008, S. 518).

¹³ Dieses wird im Kapitel 4.7 genauer erklärt.

¹⁴ Von diesem Vorgehen grenzt sich Glaser ab. Er teilt das Codieren in zwei aufeinanderfolgende Schritte ein. Zuerst soll ausschliesslich gegenstandsbezogen codiert werden. Erst anschliessend folgt das theoretische Codieren, bei welchem die Kernkategorien ausgebildet und das Vorwissen systematisch ergänzt wird (Mey & Mruck, 2007).

Wäre der Feldzugang über den Kurs eröffnet worden, hätten sich Interessierte direkt bei der Forscherin melden können, während beim Feldzugang über *Gatekeeper* diese Möglichkeit nur einer ausgewählten Gruppe zusteht, die zuvor von ebendiesem *Gatekeeper* ausgewählt worden sind. Aufgrund der Covid-19-Pandemie konnte der Kurs aber nicht stattfinden. Deshalb war es nicht möglich, den Kurs zu besuchen und einen Projektflyer in Leichter Sprache direkt an Interessierte zu verteilen.

Ein zweiter Feldzugang eröffnete der Verband *CURAVIVA* des Kantons Zürich. Er vertritt Menschen im Alter und Menschen mit Behinderungen, die in Heimen und Institutionen leben und ist Mitglied der *CURAVIVA* Schweiz. Auf der Webseite des Verbandes (*CURAVIVA* Kanton Zürich, o. J.) waren zum Recherchezeitpunkt 25 Institutionen spezifisch für Menschen mit Lernschwierigkeiten aufgelistet, davon wurden zwölf Institutionen anfangs April 2020 per Mail kontaktiert. Drei der zwölf kontaktierten Institutionen antworteten nicht auf die Anfrage. Vier Institutionen sagten ab aufgrund der Covid-19-Pandemie.¹⁵ Drei weitere Institutionen antworteten, dass Gespräche mit Bewohnenden erst möglich sind, wenn das Besuchsverbot aufgehoben wird. Gespräche über Videotelefonie zu führen war nicht möglich, da die Infrastruktur der Institutionen dies nicht zulies. Einige Institutionen boten an, dass Angestellte der Institution das Interview durchführen und die Antworten schriftlich übermitteln könnten. Dieses Angebot wurde abgelehnt, da in dieser Gesprächskonstellation das asymmetrische Machtgefälle und die soziale Erwünschtheit der Antworten sehr hoch gewesen wären (vor diesen zwei Folgen warnt auch Buchner (2008)). In den Interviews, die von der Forscherin geleitet wurden, konnte dieses Machtgefälle zumindest abgeschwächt werden.

Schliesslich erklärten sich die Leitungspersonen von zwei Institutionen bereit, das Forschungsvorhaben zu unterstützen. Sie fragten potenzielle Teilnehmende direkt an. Das Sampling wurde demzufolge durch die Leitungspersonen als «*Gatekeeper*» (Buchner, 2008, S. 518) massgeblich beeinflusst. Basierend auf diesem Feldzugang wurden die Kriterien definiert, die die Teilnehmenden der Studie erfüllen sollten.

¹⁵ Mitte März 2020 wurde schweizweit ein Lockdown verfügt und ein Besuchsverbot in Institutionen für Menschen mit Behinderungen verhängt.

4.3 Stichprobe

Gemäss der Grounded Theory Methodologie nach Strauss und Corbin (1996) gestaltet sich die Suche nach «passenden» Fällen entlang des theoretischen Samplings. Das theoretische Sampling besagt, die Stichprobe nicht zu Beginn einer Untersuchung zu fixieren, sondern sie fortlaufend zu erweitern entlang der theoretischen Erkenntnisse, die sich in der empirischen Analyse aufzeigen. Das theoretische Sampling folgt hier einer «absichtsvollen Stichprobenbildung» (Mey & Mruck, 2020, S. 522). Mit einer offenen Forschungsfrage werden erste Fälle ausgewählt. Diese werden untersucht, erste Ergebnisse interpretiert, theoretische Hypothesen gebildet und weitere Fälle gesucht.

In der vorliegenden Publikation wurde mit einer offenen Fragestellung geforscht, da es bisher keine vergleichbare Untersuchung gibt und somit auch keine anschlussfähigen Hypothesen vorliegen. Das Sampling widersprach dem theoretischen Sampling nach Strauss und Corbin (1996) insofern als dass die Stichprobe zu Beginn fixiert werden musste. Dieser Umstand hing zum einen mit dem zeitlichen Rahmen der Studie und zum anderen mit dem adaptierten Feldzugang über Drittpersonen zusammen, der im vorangehenden Kapitel beschrieben wurde. Für die vorliegende Studie wurden erwachsene Personen mit Lernschwierigkeiten¹⁶ gesucht, die in einer Institution im Kanton Zürich leben und folgende Kriterien erfüllen:

- Die Studienteilnehmenden haben die Partnersuche selbst erlebt (zum Zeitpunkt der Studie oder in der Vergangenheit).
- Sie möchten davon erzählen, wie sie ihre Partnersuche oder Beziehung erleben.
- Sie möchten freiwillig an der Studie teilnehmen.
- Sie sind fähig, verbal zu kommunizieren.

Die finale Stichprobe umfasste vier Personen zwischen 25 und 40 Jahren, die zum Erhebungszeitpunkt in verschiedenen Institutionen im Kanton Zürich wohnten und deren Beistand mit der Teilnahme an der Studie einverstanden war.

Gemäss Strauss und Corbin ist das theoretische Sampling an dieser Stelle aber noch nicht abgeschlossen. Es werden weitere Fälle gesucht, an welchen die entstehenden Hypothesen geprüft werden können. Anhand der *theoretischen Relevanz* wird begründet, welcher nächste Fall für die fortlaufende Theoriebildung bedeutsam ist (Mey & Mruck, 2020). Die Fälle werden folglich entlang des Prinzips der «Minimierung und Maximierung von Unterschieden» (Przyiborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 181) gewählt. Wenn also beispielsweise in der Auswertung

¹⁶ Die Institutionen definieren ihre jeweilige Klientel. Für die Kontaktaufnahme wurden Einrichtungen berücksichtigt, die spezifisch für Menschen mit Lernschwierigkeiten ausgelegt sind.

ersichtlich wird, dass das Kriterium Alter unterschiedliche Erfahrungen bei der Partnersuche generiert, kann spezifisch nach Fällen gesucht werden, die entweder ein ähnliches Alter wie die bisherigen Fälle aufweisen (Minimierung von Unterschieden) oder sich maximal in diesem Kriterium unterscheiden. Die minimale Kontrastierung zur Überprüfung ausgebildeter theoretischer Hypothesen und die maximale Kontrastierung zum Aufzeigen der Variabilität im Untersuchungsfeld werden angewandt, bis schliesslich keine relevanten Unterschiede oder Überschneidungen mehr aufgedeckt werden können. Dadurch kann eine theoretische Sättigung erreicht werden, welche weitere Fälle zur Überprüfung der Theorie überflüssig macht (Mey & Mruck, 2020; Przyiborski & Wohlrab-Sah, 2014).

4.4 Forschungstagebuch

Während der gesamten Studienlaufzeit wurde ein analoges Forschungstagebuch geführt. Darin wurde der Forschungsprozess dokumentiert, von der Konzipierung erster Ideen bis hin zu abschliessenden Formulierungen. Notiert wurden Gedanken zur Themenfindung, Recherchearbeiten, Varianten der Forschungsfrage, Theoriebildungsmomente, Literaturangaben und Gesprächsnotizen. Einen grossen Teil des Tagebuchs nahmen aber die Reflexionen der Autorin über die eigene Rolle als Forscherin ein. Diese Rolle wurde während des gesamten Forschungsprozesses reflektiert und die Gedanken dazu als Memos¹⁷ festgehalten.

Zusätzlich wurde zu Beginn der Datenerhebungsphase ein digitales Forschungstagebuch geführt, das die Beobachtungen und Gedanken der Forscherin vor, während und nach den Kennenlerngesprächen mit den Studienteilnehmenden festhielt. Dieses digitale Forschungstagebuch wurde schliesslich in das analoge überführt, während andere forschungsbezogene Inhalte wie beispielsweise die Literaturrecherche oder erstellte Modelle bei der Theoriegenerierung zunehmend in digitaler Form festgehalten wurden.

4.5 Datenerhebung mittels narrativer Interviews nach Rosenthal

Die Datenerhebung fand im Zeitraum von Juni bis August 2020 statt. Die Kennenlerngespräche mit den vier Studienteilnehmenden sowie die 11 Treffen für die Interviews wurden vor Ort in den Institutionen durchgeführt. In den

¹⁷ Memos meinen «[s]chriftliche Analyseprotokolle, die sich auf das Ausarbeiten der Theorie beziehen» (Strauss & Corbin, 1996, S. 170). Sie werden im Kapitel 4.7 weiter expliziert.

nachfolgenden Unterkapiteln wird beschrieben, wie sich die Interviews gestalteten, welche Vorüberlegungen dazu gemacht wurden und auf welcher theoretischen Grundlage sie basieren.

4.5.1 Planung der Interviews

Die ersten Treffen mit den vier Studienteilnehmenden dauerten zwischen 20 und 30 Minuten. Eine Bezugsperson der jeweiligen Institution begleitete die Teilnehmenden. Das Treffen diente dazu, sich gegenseitig kennenzulernen und das Projekt vorzustellen. Bereits im Vorfeld hatten die interessierten potenziellen Teilnehmenden eine Projektausschreibung erhalten. Ausserdem wurden die Teilnehmenden beim ersten Treffen über die Absicht und den Ablauf der Forschung informiert. Sie wurden darauf aufmerksam gemacht, dass ihre Teilnahme auf Freiwilligkeit beruht und sie diese jederzeit ohne negative Konsequenzen zurückziehen können. Weder der Abbruch noch die Teilnahme am Projekt würden Nachteile für die Studienteilnehmenden haben. Ausserdem wurden die Teilnehmenden über ihre Rechte informiert: Erstens werden die erhobenen Daten nur für die vorliegende Untersuchung genutzt. Zweitens können die Teilnehmenden bestimmen, welche Fragen sie beantworten möchten und welche nicht. Und drittens verfügen die Teilnehmenden über die erhobenen Daten und können jederzeit ihre Vernichtung verlangen. Die Teilnehmenden wurden darauf hingewiesen, dass die Interviewaufnahmen nach Beendigung der Arbeit wieder gelöscht und dass die Daten anonymisiert werden, sodass keine Rückschlüsse auf ihre Person möglich sind.¹⁸ Zu diesem Vorgehen verpflichtet sich eine ethisch-verantwortungsvolle Forschung mit Menschen mit Lernschwierigkeiten (Buchner, 2008; Keeley, 2015). Während des ersten Treffens wurde zudem die Einverständniserklärung mit den interessierten Teilnehmenden besprochen, die sie und die Forscherin nach dem Treffen unterzeichneten. Menschen mit Lernschwierigkeiten haben meist eine gesetzliche Vertretung in Form eines Beistandes, deren Einverständnis in bestimmten Situationen eingeholt werden muss. Für die Teilnahme an einem Forschungsprojekt muss auch dieser Beistand der Einverständniserklärung zustimmen.

Nach den Kennenlerngesprächen fanden mit allen Teilnehmenden zwei bis drei weitere Treffen für das Interview statt, insgesamt elf Treffen für alle vier Personen. Mehrere Treffen durchzuführen wird empfohlen; dies trägt zu einer

¹⁸ Alle Namen von Personen, Institutionen und Orten wurden verändert und die Geschlechter aller Personen anonymisiert. Aufgrund der kleinen Stichprobe könnte auch die Erzählweise Rückschlüsse auf die Personen zulassen (von Unger, 2018). Deshalb werden nur Transkript-ausschnitte veröffentlicht.

vertrauensvollen Beziehung zwischen Forschenden und Interviewten bei (Keeley, 2015; Buchner, 2008). Die Treffen dauerten jeweils zwischen 45 und 65 Minuten, manchmal mit einer kurzen Pause. Die Dauer richtete sich nach den individuellen Bedürfnissen der Teilnehmenden, etwa ihrer Konzentrationsfähigkeit. In den Kennenlerngesprächen konnte die Erfahrung der Teilnehmenden bezüglich Interviewsituationen eruiert und die Interviewführung in den nachfolgenden Treffen stärker auf die Studienteilnehmenden ausgerichtet werden. Diese Adaptation der Interviewführung wurde in mehreren Studien mit Menschen mit Lernschwierigkeiten als grundlegend festgemacht, um auf das Gegenüber angemessen reagieren zu können (z. B. Leue-Käding, 2004; Walter & Hoyler-Herrmann, 1987).

4.5.2 Überlegungen zur Zielgruppe

Buchner (2008) hält fest, dass eine Interviewsituation oftmals eine neue Erfahrung für Menschen mit Lernschwierigkeiten ist. Um trotzdem eine angenehme Gesprächssituation zu ermöglichen, kann es helfen, ein vertrautes Setting zu wählen (ebd.). Das wurde einerseits versucht, indem die Interviews an einem Ort in der Institution der Teilnehmenden durchgeführt wurden, der ihnen bekannt war. Aufgrund der Massnahmen der Covid-19-Pandemie fanden die Treffen entweder in einem Raum für Besuchende oder im Büro der Institutionsleitung statt. Andererseits sollte eine angenehme, vertrauensvolle Atmosphäre geschaffen werden, indem die Teilnehmenden darauf hingewiesen wurden, dass das Interview keine Testsituation ist und es auf die Fragen keine richtigen oder falschen Antworten gibt. Dadurch sollte auch verhindert werden, dass die Teilnehmenden sozial erwünscht antworten oder überwiegend den Aussagen der Interviewerin zustimmen würden. Dieses Antwortverhalten kann nach Keeley (2015) in Interviews mit Menschen mit Lernschwierigkeiten auftreten und herausfordernd für die Interviewführung sein. Zudem wurde in der vorliegenden Studie versucht, den befragten Personen zu vermitteln, dass sie alles erzählen dürfen, ihre Äusserungen bei der Forscherin sicher sind und vertraulich behandelt werden und auch keine negativen Konsequenzen nach sich ziehen.

Keeley (2015) benennt neben dem Antwortverhalten auch noch eine andere Herausforderung in Interviews mit Menschen mit Lernschwierigkeiten: das Sprachverständnis. Abstrakte und offene Fragen können für manche Menschen mit Lernschwierigkeiten herausfordernd sein (ebd.). Deshalb sollten die Fragen an die individuellen Voraussetzungen der jeweiligen Person angepasst werden, ohne aber nur geschlossene Fragen zu stellen (ebd.). Bei der Formulierung der Fragen sollten die Regeln der Leichten Sprache (Netzwerk Leichte Sprache, 2013) mitbedacht werden.

Für die inhaltliche Gestaltung der Interviewfragen waren folgende zwei Punkte relevant: Beim Gesprächseinstieg wurden Fragen zur unmittelbaren Lebenswelt der interviewten Person gestellt, zum Beispiel zu ihrem Befinden oder dem aktuellen Tag. Dieses Vorgehen empfiehlt Buchner (2008), um auf einem «sicheren Terrain» (S. 521) ins Gespräch zu starten und eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. Zudem wurde in den Interviews mit Fotografien und Bildern gearbeitet, unter anderem zu den Themen Liebe und Beziehung, um den Erzählfluss zu unterstützen oder neue Anregungen einzubringen. Dieses Vorgehen empfehlen Keeley (2015) und Buchner (2008).

Buchner (2008) legt ausserdem nahe, die Studienteilnehmenden nach Abschluss der Interviews über den Stand der Forschung zu informieren. Diese Empfehlung wurde in der vorliegenden Studie berücksichtigt; die Interviewteilnehmenden wurden in einem persönlichen Abschlussgespräch über die Ergebnisse informiert. Sie und die Institutionsleitungen erhielten diese Ergebnisse zudem schriftlich in einem kurzen Bericht in Einfacher Sprache und in schwerer beziehungsweise wissenschaftlicher Sprache.

4.5.3 Gestaltung der narrativen Interviews nach Rosenthal

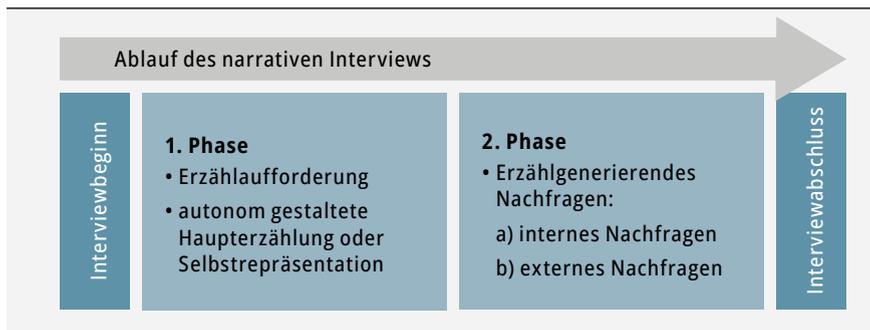
In der Studie wurde als Erhebungsmethode das narrative Interview nach Rosenthal (2015) verwendet. Narrative Interviews lassen sich gut mit der Auswertungsmethode der Grounded Theory Methodologie (GTM) vereinen, denn sie folgen ebenfalls den Prinzipien der Offenheit und sie rekonstruieren subjektive Bedeutungsinhalte. Die GTM und das narrative Interview fokussieren auf die Sichtweise der Expert:innen in eigener Sache und nutzen eine offene Fragetechnik (ebd.). Im Interview wird also kein Fragekatalog abgearbeitet: Die interviewten Personen konnten selbst Schwerpunkte zur Thematik der Partnersuche setzen, die sie im Gespräch vertiefen wollten. Dieses Vorgehen empfiehlt auch Buchner (2008) für Interviews mit Menschen mit Lernschwierigkeiten. Das nachfolgende Zitat zeigt, was dieses Vorgehen für die forschende Person bedeutet:

Sie muss ein hohes Mass an Sensibilität, Spontaneität und Einfühlungsvermögen in Bezug auf die Gesprächsführung aufweisen. Es empfiehlt sich nämlich nicht, ein qualitatives Interview mit dem besagten Personenkreis anhand einer strikten Abarbeitung des Leitfadens durchzuführen (Buchner, 2008, S. 521; Hervorhebung im Original).

Die Struktur des narrativen Interviews nach Rosenthal (2015) ist in zwei Phasen gegliedert: In der ersten Phase des Interviews wird eine Erzählaufforderung formuliert, die das Gegenüber im Idealfall zum freien Erzählen ermutigt. Die Interviewerin hört aufmerksam zu und macht Notizen für die nachfolgende

zweite Phase des narrativen Interviews. In der zweiten Phase hat die Interviewerin nun die Möglichkeit, Nachfragen zum Erzählten als auch zu weiteren Themenbereichen zu stellen (Rosenthal, 2015).

Abbildung 5: Das narrative Interview, in Anlehnung an Rosenthal (2015, S. 170)

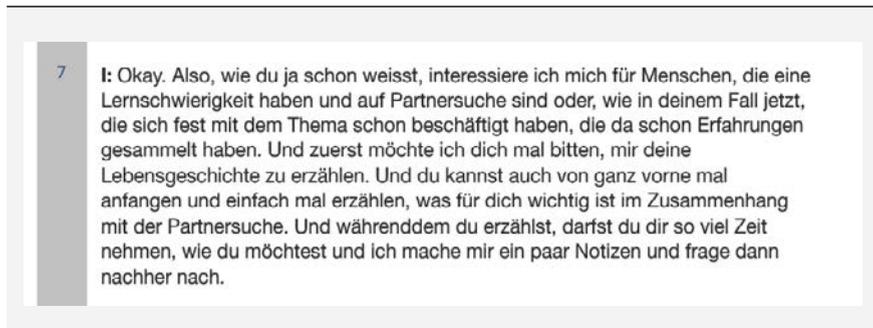


Rosenthal (2015) empfiehlt, die Biografie der befragten Personen in das Interview miteinzubeziehen, wenn es sich für das besprochene Thema anbietet. Die Partnersuche gilt – im Kontext von Sexualität – als Entwicklungsaufgabe über die gesamte Lebensspanne (Ortland, 2020). Deshalb wurden in den narrativen Interviews dieser Studie die biografischen Perspektiven der Teilnehmenden berücksichtigt. Das bedeutet, dass in der Erzählaufforderung die Lebensgeschichte der Teilnehmenden nicht ausgeklammert, sondern mit dem thematischen Schwerpunkt – der Partnersuche – verknüpft wurde. Es handelt sich gemäss Rosenthal (2015) um eine «etwas geschlossener Form der Erzählaufforderung» (S. 172), da die Erzählung der Lebensgeschichte mit thematischer Ausrichtung erfolgt. Diese Aufforderung eignet sich besonders für Forschungskontexte, in denen ein spezifisches Forschungsinteresse besteht und es nicht ausreicht, auf die allgemeine Lebensgeschichte zu verweisen (ebd.).

Die Interviews wurden über mehrere Treffen hinweg geführt. An den ersten Treffen wurde allen vier Teilnehmenden dieselbe Erzählaufforderung gestellt (vgl. Abb. 6). Die Formulierung wurde an die interviewte Person angepasst, und zwar abhängig davon, ob sie zum Gesprächszeitpunkt auf Partnersuche war und wie sie auf die Erzählaufforderung an sich reagierte. In die Formulierung der Erzählaufforderung flossen zudem die Erfahrungen aus den Kennenlerngesprächen mit ein. Zum Beispiel war es für eine Person herausfordernd, auf die Bitte, sich vorzustellen, zu reagieren. Bei ihr wurden die Erzählaufforderungen deshalb kürzer gehalten und zusätzlich strukturierende Unterfragen gestellt. Dies wurde auch im weiteren Gesprächsverlauf so fortgesetzt.

Zusätzlich zur Erzählaufforderung wurden die Befragten auf drei Punkte aufmerksam gemacht: 1). Dass sie sich so viel Zeit nehmen können, wie sie möchten, 2) dass sie in ihren Ausführungen nicht unterbrochen werden und 3) dass während des Interviews Notizen gemacht werden. Abbildung 6 zeigt die Erzählaufforderung aus einem der Interviews:

Abbildung 6: Erzählaufforderung, Transkript (Sascha, Interview 1, Absatz 7)



Auf die Erzählaufforderung folgt eine «autonom gestaltete Haupterzählung oder Selbstrepräsentation» (Rosenthal, 2015, S. 170). Die forschende Person soll diese Haupterzählung mit Äusserungen und Aufforderungen begleiten, die den Erzählfluss unterstützen und die Befragten dazu motivieren, weiterzuerzählen. Die forschende Person notiert in dieser ersten Phase Stichpunkte und Themenbereiche im Wortlaut der erzählenden Person, um diese zu einem späteren Zeitpunkt im Interview ausführlicher zu besprechen. Wichtig ist es, Pausen während der Erzählung zuzulassen und erst in die zweite Phase überzugehen, wenn die erzählende Person fertig gesprochen hat. Die Haupterzählungen der vier Interviewteilnehmenden dauerten unterschiedlich lang. Während eine Person nur wenige Minuten sprach, erzählte eine andere Person während 20 Minuten. Sie beendete ihre Erzählung mit der abschliessenden Aussage: «Wollen Sie noch etwas erzählen? Ich wäre so weit durch» (Kaya, Interview 1, Absatz 70).

Die zweite Phase des narrativen Interviews ist durch das erzählgenerierende Nachfragen bestimmt, welches sich in zwei Teilbereiche gliedert: Das (a) interne Nachfragen und das (b) externe Nachfragen (Rosenthal, 2015; vgl. Abb. 5). Beim internen Nachfragen werden die Stichpunkte aufgegriffen, die die erzählende Person während der Haupterzählung thematisiert hat. Zu allen angesprochenen Ereignissen, Lebensphasen und Situationen werden in der Reihenfolge und im Wortlaut der Haupterzählung erzählgenerierende Nachfragen gestellt. Zum internen Nachfragen merkt Rosenthal (2015) an:

Wir verstehen diese von den Befragten eingeführten Themen bzw. biografischen Erlebnisse als eine Einladung zu Vertiefungsfragen und zensieren dabei nicht, ob es vielleicht zu peinlich oder zu schwierig sei, diese oder jene Stelle nochmals zu thematisieren (S. 175).

Allerdings empfiehlt die Autorin, Nachfragen zu sensiblen Lebensbereichen vage und im Konjunktiv zu formulieren, um den interviewten Personen zu versichern, dass sie selbst über ihre Erzählung bestimmen (ebd.). Anschliessend an das interne Nachfragen kann die forschende Person externe Nachfragen stellen. Das heisst, sie stellt Fragen zu weiteren Themenbereichen (ebd.).

Rosenthal (2015) empfiehlt, beim internen und externen Nachfragen auf Meinungs- und Begründungsfragen zu verzichten. Vielmehr sollen Fragen nach dem *wie* gestellt werden. Sie hält fest: «In allen Teilen des Nachfrageteils geht es darum, erzählgenerierende Fragen zu stellen» (S. 176). Dazu formuliert sie sechs Fragetypen, die die interviewende Person dabei unterstützen sollen, Erzählungen zu evozieren. Diese Fragetypen sind in der nachfolgenden Tabelle dargestellt, mit je einem Beispiel aus den Interviews der vorliegenden Studie.

Tabelle 2: Sechs Fragetypen nach Rosenthal (2015, S. 176), mit Beispielen aus den Interviews

Fragetypen	Beispiele aus den Interviews
1. Ansteuern einer Lebensphase	«Also, wenn du vielleicht mal erzählen kannst von deinem Aufwachen. Wo bist du aufgewachsen? Wie war das für dich?» (Sascha, 1. Treffen, Absatz 9)
2. Eröffnung eines temporalen Rahmens bei scheinbar statischen Themen	«Können Sie sich denn auch/Wenn Sie von [Ihrem Geschwister] erzählen, können Sie sich dort an die früheste Erinnerung zurückerinnern? Und was Sie bis heute so mit [Ihrem Geschwister] erlebt haben?» (Kaya, 1. Treffen, Absatz 87)
3. Ansteuern einer benannten Situation	«Gehen wir vielleicht nochmals zurück, als du [deine:n Partner:in] kennengelernt hast. Du hast erzählt, dass du [deine:n Partner:in] gesehen hast am [Knospweg] am Putzen. Und du hast dich in [deine:n Partner:in] verliebt. Kannst du ein wenig mehr zu diesem Moment erzählen, zu diesem Erlebnis, wie das dort war?» (Kim, 1. Treffen, Absatz 87)
4. Ansteuern einer Erzählung zu einem Argument	«Okay. Können Sie sich über ein Erlebnis erzählen, wo Ihnen/wo es so eine Situation gegeben hat? Mögen Sie sich zurück erinnern?» (Kaya, 1. Treffen, Absatz 121)
5. Ansteuern von Tradiertem bzw. Fremderleben	«Und wie hast du das erfahren, dass das mit dem Kinderwunsch da nicht möglich ist?» (Sascha, 2. Treffen, Absatz 179)
6. Ansteuern von Zukunftsvorstellungen oder von Fantasien	«Okay, was wünschst du dir für deine Zukunft?» (Chris, 3. Treffen, Absatz 193)

Am zweiten und dritten Treffen für die Interviews stellte die Forscherin den Befragten entweder weitere interne Nachfragen, damit diese ihre bisherigen Aussagen weiter explizieren konnten. Oder sie schuf Erzählanreize durch externes Nachfragen und durch Bildmaterial.

Rosenthal (2015) empfiehlt, ein Interview nicht mit Erzählungen zu belastenden Lebensbereichen abzuschliessen, sondern diese auf das nächste Treffen zu verschieben. Eine geeignete abschliessende Frage könnte sein: «Gibt es noch irgendetwas, das Sie mir (heute) gerne noch erzählen möchten?» (ebd., S. 178). Oder die forschende Person fragt nach, wie das Gegenüber das Interview empfunden hat und ob noch Fragen offengeblieben sind (ebd.). Beide Varianten wurden zum Interviewabschluss in der vorliegenden Studie verwendet.

4.6 Datenfixierung anhand der Transkriptionsregeln nach Dresing und Pehl

Die Gespräche mit den Teilnehmenden wurden mit einem Audiorecorder aufgezeichnet und zur Sicherheit noch zusätzlich mit einem Handy. War die Tonqualität der Aufnahmen mit dem Audiorecorder gut genug, wurden die Handyaufnahmen wieder gelöscht. Im Anschluss wurden die Gespräche (die Interviews und die Kennenlerngespräche) mit dem Computerprogramm MAXQDA transkribiert. Dazu wurde ein einfaches Transkriptionssystem (vgl. Abb. 7) sowie eine einheitliche Schreibweise (vgl. Abb. 8) in Anlehnung an Dresing und Pehl (2015) verwendet.

Abbildung 7: Einfaches Transkriptionssystem, in Anlehnung an Dresing & Pehl (2015, S. 21–23)

- Es wird wortwörtlich transkribiert. Dialekte werden möglichst wortgetreu ins Hochdeutsche übersetzt. Der Dialekt wird nur dann beibehalten, wenn keine Übersetzung möglich ist.
- Wortverschleifungen werden nicht transkribiert und die Satzform wird beibehalten.
- Wort- und Satzabbrüche werden geglättet, Wortdoppelungen werden nur als Stilmittel zur Betonung stehen gelassen.
- Halbsätze werden mit den Abbruchzeichen / gekennzeichnet.
- Die Interpunktion wird für eine bessere Lesbarkeit geglättet. Ein Punkt wird beim Senken der Stimme oder nicht eindeutiger Betonung angewandt, sonst wird ein Komma gesetzt.
- Pausen werden durch drei Punkte in Klammern (...) angezeigt.
- Verständnissignale wie «mhm, aha, ja, genau, ähm» werden nur transkribiert, wenn sie als alleinige Reaktion auf eine Frage dastehen. Sie werden als «mhm (bejahend)» oder «mhm (verneinend)» vermerkt.
- Besondere Betonungen werden durch GROSSSCHREIBUNG hervorgehoben.
- Jeder Sprechbeitrag einer Person steht in einem eigenen Absatz und enthält eine Zeitmarke.
- Emotionale, nonverbale Äusserungen werden in Klammern notiert (lachen).
- Unverständliche Wörter werden mit (unv.) vermerkt. Längere, unverständliche Passagen sollen, wenn möglich, mit der Ursache gekennzeichnet werden (unv., Verkehrslärm). Wird ein bestimmter Wortlaut vermutet, kann das Wort respektive der Satzteil mit einem Fragezeichen in Klammern gesetzt werden (gesehen?).
- Zur Kennzeichnung der Personen wird die interviewende Person mit einem «I:» und die befragte Person mit einem «B:» versehen. Bei mehreren Personen kann dem «B:» ein Name gegeben werden.

Abbildung 8: Einheitliche Schreibweise, in Anlehnung an Dresing und Pehl (2015, S. 24f.)

- Abkürzungen und Zeichen werden ausgeschrieben, wie «Meter» oder «Prozent».
- Wortverkürzungen wie «mal» anstelle von «einmal» werden so geschrieben, wie sie gesagt wurden.
- Englische Begriffe werden gemäss deutscher Rechtschreibung in Gross- und Kleinbuchstaben notiert.
- Höflichkeitspronomen, wie «Sie» und «Ihnen», werden grossgeschrieben, Anredepronomen der zweiten Person, wie «du» und «ihr», klein geschrieben.
- Zahlen von null bis zwölf werden ausgeschrieben, grössere in Ziffern notiert. Jedoch werden Zahlen mit kurzen Namen, wie runde Zahlen, ebenfalls ausgeschrieben. Bei exakt gemeinten Zahlangaben schreibt man die Ziffernform, während bei ungefähr gemeinten Zahlangaben der Zahlennamen verwendet wird. Einzelne, auf festen Konventionen begründete Schreibweisen werden beibehalten, wie Hausnummern, Seitenzahlen, Telefonnummern, Daten. Diese Nummern werden nie ausgeschrieben.
- Redewendungen und Idiome werden wörtlich wiedergegeben, wie «übers Ohr hauen».
- Wörtliche Zitate in der Aufnahme werden mit Anführungszeichen vermerkt, wie: «ich sagte, «Na dann, schauen wir mal»».
- Einzelbuchstaben werden immer grossgeschrieben.

Der nachfolgende Ausschnitt eines Transkripts (vgl. Abb. 9) zeigt das einfache Transkriptionssystem sowie die einheitliche Schreibweise nach Dresing & Pehl (2015).¹⁹

¹⁹ Anonymisierte Begriffe sowie die Zeitmarken wurden durch eckige Klammern gekennzeichnet. Sie sind als Anpassungen der Forscherin zu verstehen.

Abbildung 9: Anwendung Transkriptionsregeln, Transkript (Chris, Interview 1, Absatz 5–13)

5	I: [0:01:34] Zuerst wollte ich dich fragen, wie so deine Ferien gewesen sind. Was hast du so gemacht?
6	B: [0:01:38] Also ich bin daheim gewesen, mit der Familie. Also wir haben nicht so viel gemacht. Das ist also, wir wollten nach [Land in Europa 1] gehen, aber das ist nicht gegangen, wegen der Krise da und so. Dann sind wir daheim gewesen. Dann sind wir baden gegangen und nachher sind wir noch nach [Ort in der Zentralschweiz 1] gegangen. Kennen Sie vielleicht?
7	I: [0:02:00] Mhm (bejahend).
8	B: [0:02:01] Dann sind wir dort noch gewesen und ja.
9	I: [0:02:02] Ah schön.
10	B: [0:02:03] Mol (...) baden gegangen mal (...).
11	I: [0:02:13] Und jetzt bist du gestern zurückgekommen aus den Ferien?
12	B: [0:02:16] Ja, gestern.
13	I: [0:02:17] Ja ihr hattet ja super Wetter in dem Fall, um baden zu gehen?

4.7 Datenauswertung nach der Grounded Theory Methodologie nach Strauss und Corbin

Am Anfang des 4. Kapitels wurde erklärt, warum die Grounded Theory Methodologie nach Strauss und Corbin (1996) für diese Studie gewählt wurde. Die Auslegung der Grounded Theory Methodologie hat zwei Eckpfeiler: Das dreiteilige Codierverfahren und der Einbezug der Literatur während des gesamten Forschungsprozesses. Nachfolgend soll erklärt werden, wie das dreiteilige Codierverfahren umgesetzt und darauf aufbauend eine Typenbildung vorgenommen wurde. Danach soll das theoretische Sampling beschrieben werden und das Verfassen von Memos.

4.7.1 Codierverfahren

Das Codierverfahren strukturiert sich nach Strauss und Corbin in drei Schritte: das offene, das axiale und das selektive Codieren. Diese drei Codierweisen werden flexibel angewendet. Strauss und Corbin definieren das *offene Codieren* als ersten Schritt ihres Codierverfahrens, es eröffnet die Forschungsarbeit. Sie

beschreiben es folgendermassen: «[d]er Prozess des Aufbrechens, Untersuchens, Vergleichens, Konzeptualisierens und Kategorisierens von Daten» (Strauss & Corbin, 1996, S. 43). Die gewonnenen Daten werden mit dem offenen Codieren aufgebrochen, mit Fragen beleuchtet und verglichen. Das Interviewtranskript wird einer «Zeile-für-Zeile-Analyse» (ebd., S. 53) unterzogen. Das heisst, es werden einzelne Zeilen, halbe Zeilen oder teils sogar einzelne Wörter betrachtet und versucht, diese zu konzeptualisieren (ebd.). Codes²⁰ gelten als «die grundlegenden Analyseeinheiten in der Grounded Theory» (ebd., S. 45).

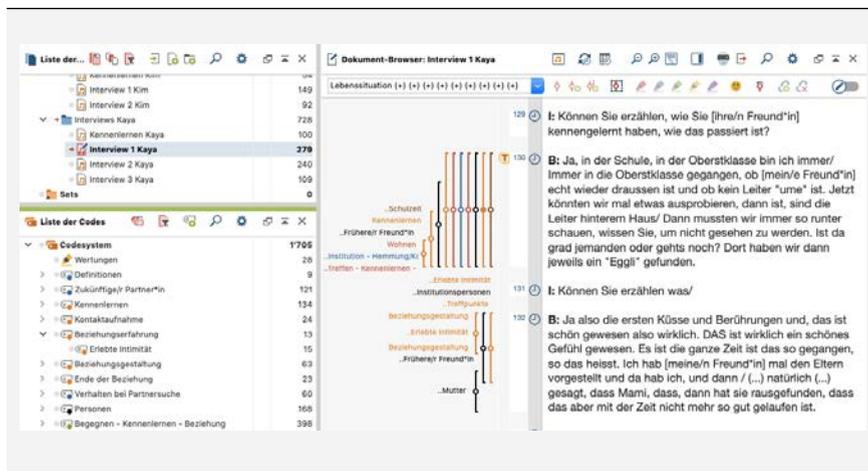
In der vorliegenden Studie wurden die Transkripte der ersten Interviews mit einer «Zeile-für-Zeile-Analyse» (ebd., S. 53) codiert. Dazu wurden abstrahierende, konzeptualisierende Begriffe gewählt, die nahe am Text sind und sich von rein zusammenfassenden Bezeichnungen lösen. Eingesetzt wurden sowohl paraphrasierende Bezeichnungen als auch «In-vivo-Kodes» (ebd., S. 50), die als direktes Zitat aus den Daten entnommen wurden. Sind gewisse Codes ähnlich, können sie in eine Kategorie gefasst werden. Zudem kann eine Stelle im Interviewtranskript auch mit mehreren verschiedenen Codes versehen werden (Mehrfachcodierung). Diese Codes können sich während des Forschungsprozesses verändern und zum Beispiel durch andere, passendere Codes ersetzt werden. Diese Veränderungen werden in Code-Notizen respektive Memos dokumentiert. Die Mehrfachcodierung zu Beginn des Codierprozesses geht mit verschiedenen Deutungsweisen einher, die in gewisser Weise in Konkurrenz zueinander stehen. Und zwar deshalb, da noch nicht klar ist, welcher Interpretationsstrang zum Schluss leitgebend sein wird.

Dieses Verfahren setzt die Offenheit der forschenden Person voraus. Ziel des offenen Codierens ist es, erste, noch vorläufige Konzepte zu entwickeln, die von neuen Fragen und vorläufigen Antworten begleitet werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). In diesem Teil der Analyse geht es also darum, Daten zu untersuchen und darauf aufbauend Phänomene zu benennen und zu kategorisieren. Somit ist «das Konzeptualisieren der Daten der erste Schritt der Analyse» (Strauss & Corbin, 1996, S. 45).

Die Abbildung 10 zeigt exemplarisch das beschriebene Vorgehen des offenen Codierens mit dem Programm MAXQDA:

²⁰ Codes werden auch Konzepte genannt. Mehrere Codes können unter eine Kategorie subsumiert werden (Strauss & Corbin, 1996).

Abbildung 10: Offenes Codieren, eigenes Datenmaterial (Kaya, Interview 1, Absatz 129–132)



Links oben in der Abbildung 10 wird das Dokument angewählt, das bearbeitet werden soll. Im Feld ganz rechts wird einen Ausschnitt des gewählten Dokuments angezeigt. Links unten, innerhalb der Dokumente, sind Kategorien aufgelistet, die auf Codes beruhen. Eine Kategorie kann verschiedene Codes, Gruppen von Codes oder auch Subkategorien zusammenfassen (Strauss & Corbin, 1996). Zum Beispiel enthält die Kategorie «Beziehungserfahrung» 13 Codierungen und die Subkategorie «Erlebte Intimität». Die Subkategorie «Erlebte Intimität» wurde 15 Stellen der Transkription zugeordnet.

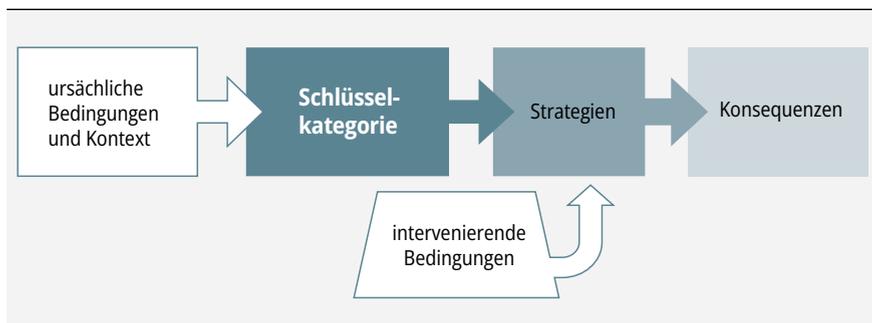
Die Transkription in Abbildung 10 entstammt einem der ersten Gespräche, das durchgängig offen codiert wurde. Die angegebene Stelle im Transkript wurde mehrfach codiert, um einen offenen Blick für mögliche relevante Themen zu bewahren. Zudem zeigt die Abbildung ein thematisches Memo «T». In diesen Memos wird festgehalten, warum eine Stelle entsprechend codiert wurde. Im obigen Beispiel wurde «Eggl» im Memo als Ort vermerkt, an welchem «Erlebte Intimität» möglich wird.

Der zweite Schritt des Codierverfahrens ist nach Strauss und Corbin (1996) das *axiale Codieren*. In diesem Schritt wird nach Zusammenhängen zwischen den entworfenen Codes und Kategorien gesucht, um übergeordnete Schlüsselkategorien zu bilden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). Dazu werden verfasste Memos und erste Hypothesen beigezogen, die während des Codierens entstanden sind und die vorläufigen Kategorien untersucht: «Die Analyse dreht sich an dieser Stelle gleichsam um die <Achse> dieser Kategorie» (ebd., S. 210). Durch

die Analyse von Zusammenhängen zwischen Kategorien kristallisieren sich beim axialen Codieren allmählich Schlüsselkategorien heraus (ebd.). Eine Schlüsselkategorie bündelt also mehrere Kategorien.

Die Schlüsselkategorien werden schliesslich analysiert hinsichtlich ihrer *ursächlichen Bedingungen*²¹ und ihres *Kontextes*²², den *intervenierenden Bedingungen*²³, die auf die *Strategien*²⁴ wirken und die daraus folgenden *Konsequenzen*²⁵ (Strauss & Corbin, 1996). Diese Faktoren ergeben zusammen «das paradigmatische Modell» (ebd., S. 78) respektive das «Kodierparadigma» (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 210). Das Codierparadigma dient dazu, «systematisch über Daten nachzudenken und sie in sehr komplexer Form miteinander in Beziehung zu setzen» (Strauss & Corbin, 1996, S. 78). Zudem können mit dem Codierparadigma zentrale Kategorien identifiziert werden, die für das selektive Codieren (den dritten Schritt im Codierverfahren) relevant sind (ebd.). Das Codierparadigma nach Strauss und Corbin (1996, S. 78) ist nachfolgend dargestellt (vgl. Abb. 11).

Abbildung 11: Darstellung des Codierparadigmas, in Anlehnung an Strauss & Corbin (1996, S. 78)



²¹ *Ursächliche Bedingungen* sind «Ereignisse, Vorfälle, Geschehnisse, die zum Auftreten oder der Entwicklung eines Phänomens führen» (Strauss & Corbin, 1996, S. 75).

²² Der *Kontext* meint bestimmte Eigenschaften, die zu einem Phänomen gehören. Er stellt bestimmte Bedingungen dar, aus welchen die Handlungs- und Interaktionsstrategien folgen (ebd.).

²³ *Intervenierende Bedingungen* wirken auf die Handlungs- und Interaktionsstrategien, die sich auf das untersuchte Phänomen beziehen. Sie können den Einsatz dieser Strategien erleichtern oder hemmen (ebd.).

²⁴ *Handlungs- und Interaktionsstrategien* dienen dazu, mit einem spezifischen Phänomen in einem bestimmten Kontext unter bestimmten Bedingungen umzugehen (ebd.).

²⁵ *Konsequenzen* meinen «Ergebnisse oder Resultate von Handlung und Interaktion» (ebd.).

Es wurden verschiedene Kategorien als potenzielle Schlüsselkategorie geprüft und diejenige gewählt, anhand derer die entwickelten Hypothesen zum erforschten Phänomen am prägnantesten und umfassendsten wiedergegeben werden konnten. Der folgende Abschnitt zeigt, wie die Kategorie «Erlebte Intimität» während des Forschungsprozesses als Schlüsselkategorie geprüft wurde.

Im Interviewausschnitt in der Abbildung 10 wird die Schule als *Kontext* identifiziert. Dieser Kontext gibt den Lernenden bestimmte Regeln vor, die darauf einwirken, wie sie Intimität erleben: Zum Beispiel konnten sich die befragte Person und ihr Gegenüber nur dann küssen und berühren, wenn keine Leitungsperson anwesend war. Diese Regeln wirken somit als *ursächliche Bedingung* auf die Schlüsselkategorie «Erleben von Intimität». Die interviewte Person und ihr Gegenüber ergriffen Handlungs- und Interaktionsstrategien, um trotz des gegebenen Kontextes Intimität erleben zu können. Eine solche *Strategie* ist zum Beispiel das Aufsuchen des *Eggis* – dort wird Intimität möglich. Jedoch wirken noch weitere Bedingungen – Strauss und Corbin sprechen von *intervenierenden Bedingungen* –, zum Beispiel die Eltern der interviewten Person, die es nicht gut finden, dass ihr Kind Intimität nur versteckt erleben darf. Diese intervenierenden Bedingungen wirken wiederum auf den Strategieeinsatz der interviewten Person. Das bedeutet für das vorherige Beispiel: Die Haltung der Eltern wirkt als *Konsequenz* auf das Verhalten ihres Kindes ein. Möglicherweise möchte die befragte Person heimliche Treffen mit ihrem Gegenüber zukünftig vermeiden.

In den Interviews der vorliegenden Studie erzählten die Teilnehmenden davon, wie sie einer Person begegnet sind, wie sie diese kennengelernt haben und wie sie Beziehungen gestalten. Sie berichteten sowohl von zufälligen Begegnungen als auch von geplanten Treffen, die unter institutionellen Bedingungen stattfanden. Mit der aufgesetzten «Brille» des Codierparadigmas wurde in den Transkriptionen zunehmend auch intervenierende Bedingungen entdeckt, wie beispielsweise die Haltung von Bezugspersonen innerhalb und ausserhalb der Institution. Sie beeinflussen wiederum die Interaktions- und Handlungsstrategien der Personen mit Lernschwierigkeiten. Dadurch zeichneten sich zunehmend die Schlüsselkategorien «zufälliges Begegnen» und «geplantes Treffen» ab. Diese Schlüsselkategorien wurden in den nachfolgenden Interviews stärker beachtet und leiteten zum selektiven Codieren über.

Das *selektive Codieren* meint den dritten Schritt des Codierens. Das selektive Codieren ist systematischer und selektiver als das offene und axiale Codieren, denn es wird gezielt nach den Schlüsselkategorien gesucht (Strauss & Corbin, 1996). Sie werden in Beziehung gesetzt zu den anderen Kategorien und

zunehmend verfeinert: «[D]er Fokus liegt auf dem, was sich als Kern der Theorie herauszuschälen beginnt» (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 211). In diesem Schritt geht also darum, die bisherigen erarbeiteten Interpretationen und Hypothesen in eine datenverankerte Theorie – eine Grounded Theory – zu integrieren. Dazu wird «der rote Faden der Geschichte» (Strauss & Corbin, 1996, S. 98) entlang der Schlüsselkategorien, ergänzenden Kategorien und dazugehörigen Beziehungen offengelegt und in den Daten validiert (ebd.). Das heisst, die entstehende, datenverankerte Theorie wird über die Kernkategorie(n) Konzeptualisiert und zunehmend durch weitere Ankerpunkte in den Daten verfestigt (ebd.).

Bei der Entwicklung der Grounded Theory zur Partnersuche im institutionellen Kontext von Menschen mit Lernschwierigkeiten wurden die Schlüsselkategorien *zufälliges Begegnen* und *geplantes Treffen* herausgearbeitet. Diese beiden Schlüsselkategorien kristallisierten sich als zentral heraus für das untersuchte Phänomen: das Erleben der Partnersuche in Institutionen. Anhand dieser beiden Schlüsselkategorien kann das Handeln sowie die Interaktionen der Akteur:innen bei der Partnersuche im institutionellen Kontext beschrieben werden. Während des selektiven Codierens wurde im Datenmaterial gezielt nach Elementen gesucht, die das *zufällige Begegnen* und das *geplante Treffen* beschreiben und die entstehende, datenverankerte Theorie vervollständigen.

4.7.2 Theoretisches Sampling und theoretische Sättigung

Das theoretische Sampling und die theoretische Sättigung sind zwei Grundprinzipien der Grounded Theory Methodologie. Sie begleiten das dreiteilige Codierverfahren und sind eng mit diesem verbunden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). Gemäss dem theoretischen Sampling wird die Stichprobe oder die Fälle nicht zu Beginn der Studie ausgewählt, «sondern nach theoretischen Gesichtspunkten, die sich im Verlauf der empirischen Analyse herauskristallisieren» (ebd., S. 181). Das heisst, die Fälle werden fortlaufend so gewählt, dass sie für die Theorie, die entwickelt wird, relevant sind (ebd.). Die Stichprobe sollte somit nicht zu Beginn der Untersuchung fixiert, sondern während des Forschungsprozesses erweitert werden (Strauss & Corbin, 1996). Durch das zirkuläre Vorgehen der Grounded Theory Methodologie wird die Theorie systematisch erarbeitet, indem so lange erhoben und analysiert wird, bis neue Daten keine Veränderung des Theoriekonstrukts verursachen. Ist dies der Fall, spricht man von «theoretischer Sättigung» (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 200). Die Forschenden entscheiden, wann sie den Forschungsprozess beenden.

In der vorliegenden Arbeit erfolgte das Sampling aufgrund des veränderten Feldzugangs (vgl. Kapitel 4.2) anhand festgelegter Kriterien (vgl. Kapitel 4.3). Die Institutionsleitungen wählten Personen anhand dieser Kriterien aus und fragten

sie für eine Teilnahme an. Die narrativen Interviews wurden über mehrere Treffen hinweg geführt. So konnten theoretische Aspekte durch externes Nachfragen weiter ausgearbeitet werden (Rosenthal, 2015). In anderen Worten: Es war möglich, das theoretische Sampling nach den theoretisch relevanten Gesichtspunkten weiterzuführen und nach theoretischer Sättigung zu streben. Schliesslich wird die Sättigung theoretisch und nicht empirisch vorgenommen: «Streng genommen werden dann also nicht mehr Personen «gesampelt», sondern es wird nach Situationen, Ereignissen bzw. Schilderungen gesucht, die zur Fortentwicklung und «Sättigung» der Theorie beitragen» (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 200). In der Studie konnte deshalb mit vier Teilnehmenden eine Theorie entwickelt werden, da nicht die Anzahl Personen entscheidend ist, sondern das individuell subjektive Erleben der Partnersuche in unterschiedlich stark strukturierten Wohnsituationen.

4.7.3 Memos

Strauss und Corbin (1996) bezeichnen *Memos* als «schriftliche Analyseprotokolle, die sich auf das Ausarbeiten der Theorie beziehen» (S. 169). Das können erstens Code-Notizen sein, die begleitend zu den drei Codierverfahren entstehen und in dieser Studie meist direkt in MAXQDA festgehalten wurden. Code-Notizen wurden auch eingesetzt, um die eigene Rolle als Forscherin zu reflektieren. Beispielsweise wurden wertende Aussagen der Forscherin in den ersten Gesprächen als eigene Kategorie mitcodiert. Die dazugehörige Code-Notiz sollte auf die wertenden Vorannahmen hindeuten und zur Auseinandersetzung mit diesen anregen. Vor den darauffolgenden Gesprächen reflektierte die Forscherin diese Aussagen kritisch und suchte nach wertfreien Alternativen. Die Forscherin wurde sich dadurch ihrer eigenen Haltung gegenüber dem behandelten Forschungsfeld und seinen Akteur:innen bewusst. So konnte sie der Forschungssituation mit einem hohen Mass an Sensibilität und grösstmöglicher Offenheit begegnen.

Zweitens wurden theoretische Memos verfasst, die unter anderem erste Hypothesen und Gedanken zu den Schlüsselkategorien enthielten.

Die dritte Art von Memos waren Planungsnotizen, die das weitere Vorgehen betrafen, zum Beispiel Notizen für das externe Nachfragen und das theoretische Sampling. Wurde beispielsweise festgestellt, dass ein Bestandteil des Codierparadigmas noch nicht in den Daten vorhanden war, konnte dieses im nächsten Treffen genauer betrachtet werden. Sowohl die Planungs- als auch die theoretischen Notizen wurden überwiegend im Forschungstagebuch festgehalten.

5 Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der Untersuchung vorgestellt, die sich an der folgenden Forschungsfrage orientierte: Wie erleben Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen die Partnersuche? Zu Beginn werden im Kapitel 5.1 die Vorstellungen beschrieben, die die befragten Personen mit Lernschwierigkeiten von einem Gegenüber und einer Beziehung haben. Dazu werden die vier befragten Personen und ihre Wünsche sowie ihre Bedürfnisse porträtiert. Anschliessend leitet das Kapitel 5.2 zur eigentlichen Untersuchung über: dem Erleben der Partnersuche. In diesem Unterkapitel wird an die beiden Schlüsselkategorien *zufälliges Begegnen* und *geplantes Treffen* herangeführt. Danach wird im Kapitel 5.3 die Typologie des Strukturierungsgrades der Wohnsituation vorgestellt. Diese stützt sich auf die Erkenntnis, dass die befragten Personen die Partnersuche unterschiedlich erleben je nach Grad der Betreuung respektive Strukturierung der Wohnsituation. In den Kapiteln 5.4 und 5.5 werden die beiden Schlüsselkategorien *zufälliges Begegnen* und *geplantes Treffen* diskutiert. Diese Schlüsselkategorien sind nach der Struktur des Codierparadigmas nach Strauss und Corbin (1996) gegliedert und werden auf die Profile in Kapitel 5.3 hin untersucht. Im Unterkapitel 5.6 wird die eigentliche Forschungsfrage beantwortet. Die Befragten erleben die Partnersuche je nach Strukturierungsgrad ihrer Wohnsituation sehr unterschiedlich. Deshalb wird die Frage zuerst mit Blick auf die drei Profile der Typologie beantwortet. Zum Schluss werden die Erkenntnisse zur Partnersuche in institutionellen Wohnformen zusammengefasst.

5.1 Chris, Kaya, Kim und Sascha – Portrait der vier Interviewpartner:innen

Chris, Kaya, Kim und Sascha sind vier Personen mit Lernschwierigkeiten, die in Institutionen leben. Um ihre Identität zu schützen, wurden in den Interviewtranskripten alle Namen und Orte verändert. Aufgrund der kleinen Stichprobe wird auch das Geschlecht der befragten Personen anonymisiert, weshalb sie alle genderneutrale Vornamen haben. Die vier Personen wurden interviewt, um herauszufinden, wie sie sich die Partnersuche, ein Gegenüber und eine Bezie-

hung vorstellen. Was sind ihre Wünsche an und Bedürfnisse in einer Beziehung? Die Situation der vier Befragten ist zum Zeitpunkt der Interviews unterschiedlich: Chris und Kaya sind auf Partnersuche, Sascha lebt in einer Partnerschaft und Kim ist in einer Beziehung und auf Partnersuche.

5.1.1 Chris, auf Partnersuche

Chris sucht eine Person des anderen Geschlechts. Im Gespräch äussert Chris verschiedene Wünsche: Ein Gegenüber sollte ausserhalb, aber in der Nähe der eigenen Institution wohnen (Chris, 1. Treffen). Mit einer Person derselben Institution möchte Chris aber nicht zusammen sein: «Nein, da nicht, so jeden Tag treffen, ist schon ein wenig [...]. Jede Woche sehen. Nein, ich kann das nicht» (Chris, 1. Treffen, Absatz 164). Zudem betont Chris mehrmals, keine eigenen Kinder zu wollen: «Ich will einfach [eine Person, die] kein Kind hat, das ist gut, ja» (Chris, 1. Treffen, Absatz 114).

Das gesuchte Gegenüber soll die folgenden Eigenschaften mitbringen: «[Die Person] muss einfach, JA, treu sein ist auch wichtig. Sonst gibt es das nicht, ja, treu. Und muss auch ehrlich sein zu den Leuten, ehrlich muss [sie] sein, und einfach nicht immer streiten. So streiten in der Beziehung ist nicht SCHÖN» (Chris, 1. Treffen, Absatz 124). Zudem sollte ein Gegenüber kein Mitleid mit Chris haben.

Bei der Suche nach einer passenden Person wird Chris von den Mitarbeitenden in der Institution beraten: «Ja, also, bei mir sagen immer alle Leute, und Bewohner, ehm Betreuer sagen «[Chris] du musst einfach [eine Person] finden, [die] wie du ist, [die] eine Behinderung hat. Nicht [eine Person, die] NORMAL ist, [die] Kohle, [die] Geld hat, wo ein schönes Auto hat»» (Chris, 1. Treffen, Absatz 156). Chris teilt diese Meinung, dass ein Gegenüber selbst eine Behinderung haben sollte: «Behinderung ja, das ist gut, weil dann kommst du draus, was [die Person] sagt, ja» (Chris, 1. Treffen, Absatz 160). In den nachfolgenden Interviews erklärt Chris, dass eine passende Person wenig verdienen und über Behinderungen Bescheid wissen soll beziehungsweise selbst eine hat: «Besser [eine Person, die] wie ich ist, [die] wenig verdient, [die] Probleme hat, und so» (Chris, 3. Treffen, Absatz 150). Chris betont aber, dass es Zeit brauche, um eine Person zu finden, die diesen Erwartungen entspricht (Chris, Interview 2).

Was wünscht sich Chris für die Zukunft? «Ja, dass ich wieder mal jemanden kennenlerne, [Kolleg:innen] oder [Freund:innen] oder so, zum [befreundet] sein oder zusammen, ich weiss nicht, oder einen [ein:e Freund:in] oder so, ja, wo einfach stimmt. Wenn es nicht stimmt, [...] dann stimmt es nicht» (Chris, 3. Treffen, Absatz 194).

5.1.2 Kaya, auf Partnersuche

Kaya befindet sich ebenfalls auf der Suche nach einem Gegenüber. Das Geschlecht dieser Person spielt Kaya keine Rolle: «Also ich bin ja [eine Person, die] beides gern hat, Männer und Frauen. [...] Ich denke, ich würde eher [eine gleichgeschlechtliche Person] suchen und ich kenne jemanden, wo ich schon mal intim werden konnte» (Kaya, 1. Treffen, Absatz 176). Kaya hat bereits eine Person im eigenen Umfeld, die Kaya näher kennenlernen möchte.

Kein «Morgenmuffel» und nicht nachtragend sein: Kaya hat verschiedene Erwartungen an ein Gegenüber. Diese Person soll weder eifersüchtig noch misstrauisch sein – gegenseitiges Vertrauen ist wichtig (Kaya, 2. Treffen). Zudem soll sie offen sein gegenüber Kayas Hobbys und Interessen oder diese idealerweise teilen (Kaya, 2. und 3. Treffen). Das Gegenüber soll gut ansprechbar sein und sich über gemeinsame Interessen unterhalten können: «Ich schaue, dass es [eine Person] ist, [die] gut ansprechbar ist, ich schaue auch, ob es passt, ob wir uns verstehen, und auch, wie die Interessen sind» (Kaya, 2. Treffen, Absatz 270). Und schliesslich soll das Gegenüber tolerant sein gegenüber Kayas sexueller Orientierung (Kaya, 1. Treffen).

Was versteht Kaya unter einer Beziehung? «Liebe und dass man auch mal etwas [...] miteinander ausprobieren [könnte], so Petting oder so, ohne dass es nachher heisst, «He, [die Person] wollte mich ver/ hm und so, da muss man eben grausig aufpassen, mit dem eben» (Kaya, 3. Treffen, Absatz 258). Kaya ergänzt, dass Partner:innen gut miteinander auskommen, sich nicht verletzen oder missverstehen sollten (Kaya, 3. Treffen). Für sich selber wünscht sich Kaya: «Dass ich mal sicher, an einem anderen Ort in Zukunft wohne, vielleicht und dann prob/ sicher mal dort vielleicht [ein Gegenüber] finde, [...] das sind so meine Pläne» (Kaya, 3. Treffen, Absatz 320).

5.1.3 Kim, in einer Beziehung und auf Partnersuche

Kim ist mit einer Person des anderen Geschlechts zusammen. Die beiden lernen sich in der Institution kennen, in welcher Kim wohnt und arbeitet (Kim, 1. Treffen). Daneben sucht Kim eine gleichgeschlechtliche Person für gemeinsame Unternehmungen (Kim, 1. Treffen). Kim formuliert diesen Wunsch folgendermassen: «Ich möchte [eine Person], [die] abmachen kann. [Die] mich treffen kann und dann mit mir abmacht. Und dann, dann immer fortgeht mit mir» (Kim, 1. Treffen, Absatz 179).

Das gesuchte Gegenüber soll sein wie Kims eigenes Geschwister, also nett und sympathisch (Kim, 2. Treffen), und nicht in der Stiftung leben: «Ich brauche [eine Person], [die] ausserhalb ist» (Kim, 1. Treffen). Innerhalb der Stiftung könne man nicht abmachen (Kim, 1. Treffen). Kim möchte diese Person ausserhalb der

Stiftung treffen. Danach würde sie Kim zurück in die Wohngruppe bringen und wieder gehen (Kim, 1. Treffen).

Kim betont, dass der Partnersuche kein sexuelles Interesse im Sinne genitaler Sexualität zugrunde liegt. Im Interview werden Kim zwei Bilder gezeigt, eines zeigt Intimität zwischen zwei Männern, das andere zwischen zwei Frauen. Kim kommentiert sie wie folgt: «Ja, zwei Männer, das ist doch schwul. Und das ist lesbisch. Aber auf [gleichgeschlechtliche Personen] steh ICH nicht (lachen). Nein, nein, mhm (verneinend), da kann ich nichts anfangen damit (lachen)» (Kim, 2. Treffen, Absatz 305).

Die eigenen Vorstellungen von einer Beziehung beschreibt Kim wie folgt: «Ich meine Partnerschaft ist doch mit Leuten zusammenkommen und sagen <So will ich es, und so will ich es nicht.> Wenn ich an meine Eltern denke, wie die miteinander gestritten haben. Das habe ich nicht so lustig gefunden. Das habe ich wirklich ganz blöd gefunden» (Kim, 2. Treffen, Absatz 38). Kim findet es wichtig, dass Menschen, die in einer Stiftung leben, eine nahe Bezugsperson haben: «Du musst [eine:n gute:n Freund:in] suchen. Wenn du [keine:n] hast, dann bist du arm dran» (Kim, 2. Treffen, Absatz 318).

Kims Beziehung mit der Person des anderen Geschlechts zeichnet sich durch gegenseitige Unterstützung aus: Sie tröstete und unterstützte Kim, als Kim in der Vergangenheit ein enges Familienmitglied verlor. Kim betont, eine unterstützende Person in der Institution zu haben, sei schön (Kim, 2. Treffen). Für die Zukunft wünscht sich Kim, mit dem Gegenüber des anderen Geschlechts zusammenzuleben: «[Mein:e Freund:in], [mein:e gute:r Freund:in], mit [ihr:ihm] zusammen zu s/ zu wohnen» (Kim, Interview 2, Absatz 327). Dabei ist anzumerken, dass Kim früher mit dem Gegenüber zusammen in derselben Wohngruppe gewohnt hatte und sich nach dieser Zeit zurücksehnt.

5.1.4 Sascha, in einer Beziehung

Sascha ist in einer Beziehung mit einer Person des anderen Geschlechts. Von einem Gegenüber wünscht sich Sascha Treue, gegenseitiges Vertrauen und Ehrlichkeit. Sascha ist es wichtig, dass in einer Beziehung über Unstimmigkeiten gesprochen wird, denn es gebe immer eine Lösung (Sascha, 1. Treffen).

Im Interview spricht Sascha auch über die eigene Beziehung und über Zukunftswünsche: «Ja so lange wie möglich mit [meinem Gegenüber] zusammen sein, ohne, wenn es geht, ohne Streit. Und einfach viel [gemeinsam] unternehmen, so eben wie in die Ferien gehen und so oder ins Kino oder essen gehen» (Sascha, 3. Treffen, Absatz 232). Sascha spricht auch über vorläufig unerfüllbare Pläne und mögliche Wege, diese trotzdem umzusetzen: «Ja wir wollen mal Kinder haben, aber das geht nicht, solange wir DA sind, geht es nicht einfach. Solange

wir da in der Stiftung arbeiten und ich wohne ja noch da. Aber wenn ich nicht mehr da wohne und nicht mehr da arbeite, dann geht es» (Sascha, 1. Treffen, Absatz 132). Sascha plant, die Institution zu verlassen und ausserhalb der Institution zu wohnen, allein, ohne Assistenz (Sascha, 2. Treffen). Ausserdem wünscht sich Sascha eine gemeinsame Wohnung mit dem Gegenüber:

Ja, dass wir mal zusammenwohnen, irgendwann, in einer/ ein wenig in einer grösseren Wohnung [...]. Aber dass wir uns mal eine grössere Wohnung suchen und dann zusammenwohnen, irgendwann, aber wissen wir jetzt noch nicht wann und nächstes Jahr mal zusammen Ferien machen irgendwo, das haben wir bis jetzt auch noch nicht, aber das wollen wir jetzt auch mal machen, dass wir mal uns auch daran gewöhnen, wie es dann ist, wenn wir mal zusammenwohnen (Sascha, 1. Treffen, Absatz 128).

5.1.5 Fazit

Die Vorstellungen und Wünsche der vier interviewten Personen hinsichtlich einer Partnerschaft sind teilweise ähnlich: Allen Personen ist das gegenseitige Vertrauen wichtig sowie Ehrlichkeit, Treue und Unterstützung (Chris, 1. Treffen; Kaya, 2. Treffen; Kim, 2. Treffen; Sascha, 1. Treffen). Doch ihre Wünsche unterscheiden sich auch: Kim wünscht sich eine Partnerschaft, um etwas zu unternehmen (Kim, 1. Treffen), während Kaya den Wunsch nach einer Beziehung äussert, um miteinander etwas «auszuprobieren» (Kaya, 3. Treffen, Absatz 258). Sascha äussert einen Kinderwunsch (Sascha, 1. Treffen), Chris hingegen möchte kein Kind haben (Chris, 1. Treffen). Auch bezüglich der Wohnsituation gibt es Unterschiede: Kim und Sascha wünschen sich, in der Zukunft mit dem Gegenüber zusammenzuwohnen (Kim, 2. Treffen; Sascha, 1. Treffen). Kaya möchte die eigene Wohnsituation ändern und erhofft sich dadurch bessere Chancen in der Partnersuche (Kaya, 3. Treffen). Und Chris sucht eine Person, die allein wohnt und idealerweise nicht in derselben Institution ist (Chris, 1. Treffen).

In den Interviews zeigt sich, dass die befragten Personen vielfältige Erfahrungen und Wünsche haben bezüglich eines Gegenübers und einer Beziehung. Wie die vier Personen diese Wünsche im Kontext des institutionalisierten Wohnens erfüllen oder zu erfüllen versuchen, zeigen die nachfolgenden Kapitel.

5.2 Identifikation der Schlüsselkategorien

In den Gesprächen zeigen sich die vielfältigen Bedürfnisse und die unterschiedlichen Lebenslagen der interviewten Personen. Dennoch erleben sie die

Partnersuche in Institutionen teilweise ähnlich. Die Analyse der Interviews zeigt, dass das Erleben der Partnersuche thematisch in drei Bereiche eingeteilt werden kann: Das *zufällige Begegnen*, das *geplante Kennenlernen* und das *Gestalten einer Partnerschaft*. Diese drei Bereiche der Partnersuche wurden als Schlüsselkategorien identifiziert, weil an ihnen zum Ausdruck kommt, wie die Befragten die eigene Partnersuche erleben.

Die Ausarbeitung der Schlüsselkategorien *geplantes Kennenlernen* und *Gestalten einer Partnerschaft* ergab, dass diese beiden Schlüsselkategorien in den Daten nicht eindeutig zu unterscheiden sind. Die Antwort einer interviewten Person auf die Frage, wie denn ihre Beziehung entstanden ist, zeigt diese unscharfe Trennlinie:

Ja, wir haben halt manchmal Sachen zusammen unternommen. Aber auch noch mit anderen, nicht nur immer wir zwei. Aber auch manchmal wir zwei und manchmal noch mit anderen von der Wohngruppe, und irgendwie hat es sich dann ergeben. Aber so genau weiss ich es auch nicht mehr (Sascha, 1. Treffen, Absatz 42).

Dieses Zitat zeigt, dass sich nicht immer eindeutig bestimmen lässt, wann die Phase des Kennenlernens abgeschlossen ist und eine Beziehung beginnt. Aus diesem Grund werden die Schlüsselkategorien *geplantes Kennenlernen* und *Gestalten einer Partnerschaft* zusammengenommen zu einer zweiten, übergeordneten Schlüsselkategorie, dem *geplanten Treffen*. Diese Schlüsselkategorie umfasst Verabredungen, die dazu dienen, eine Person kennenzulernen und/oder die Beziehung zu ihr zu gestalten.

Bevor die beiden Schlüsselkategorien der Partnersuche, das *zufällige Begegnen* und das *geplante Treffen*, erläutert werden, wird in eine Typologie eingeführt, die anhand der erhobenen Daten entwickelt wurde. Sie ist zentral, da sie die Beschreibung der Schlüsselkategorien ermöglicht.

5.3 Typologie entlang des Strukturierungsgrades der Wohnsituation

Ein Grund, weshalb die vier Personen die Partnersuche – respektive das zufällige Begegnen und das geplante Treffen – unterschiedlich erleben, ist die Strukturierung der Wohnsituation und damit der erlebte Betreuungsgrad der Personen. Genauer bedingen die Regeln in den verschiedenen Wohngruppen, die je nach Strukturierungsgrad variieren, unterschiedliche Möglichkeiten, Grenzen, Angebote, Herausforderungen und Unterstützungsformen in der Partnersuche. Die vier befragten Personen befinden sich in unterschiedlich stark strukturierten Wohngruppen und erleben die Partnersuche verschieden. Ihr

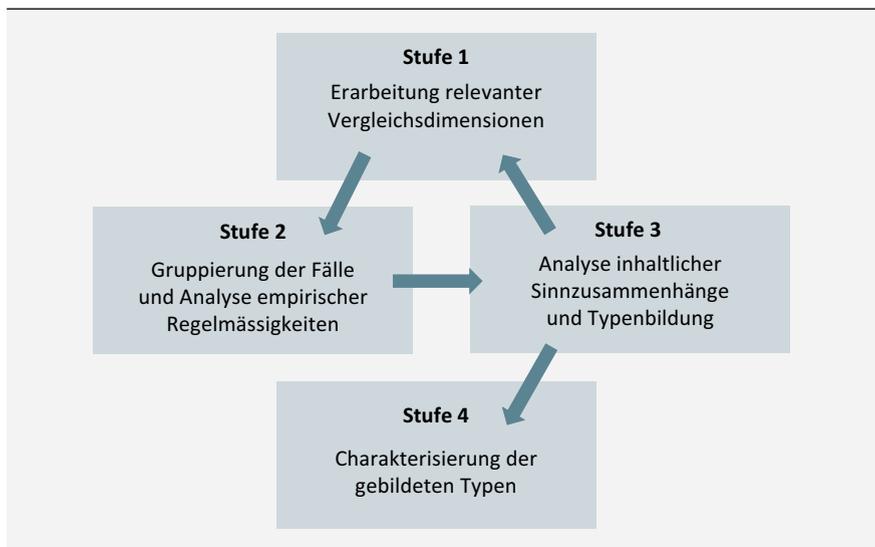
Erleben der Partnersuche hängt unter anderem auch davon ab, wie sie ihre vorherige Wohnsituation erfahren haben. Anhand ihrer Erzählungen kann eine dreiteilige Typologie gebildet werden, die beschreibt, wie die vier Personen die Strukturierung ihrer bisherigen und aktuellen Wohnsituationen erleben respektive erlebt haben:

- hochstrukturiert (Profil 1);
- teilstrukturiert (Profil 2);
- wenig strukturiert/selbstständig (Profil 3).

In der Fachliteratur werden andere Bezeichnungen verwendet, zum Beispiel «grosse Wohnheime mit Werkstätten», «Wohnheime» und «(Aussen-)Wohngruppen und Wohngemeinschaften» (Osbaahr, 2003, S. 169). Allerdings bilden diese Bezeichnungen nicht ab, wie die Bewohnenden den Strukturierungsgrad tatsächlich erleben. Die Wohnformen in der Literatur zeichnen sich vor allem durch den Standort und die Grösse ihres Angebots aus (ebd.), also durch objektive Grössen, wohingegen das subjektive Erleben nicht thematisiert wird.

Die Erarbeitung der Typologie (Kluge, 2000) folgte einem iterativen Vorgehen in vier Schritten (vgl. Abb. 12)

Abbildung 12: Stufenmodell empirisch begründeter Typenbildung (Kluge, 2000, Abs. 9)



1. *Erarbeitung von relevanten Vergleichsdimensionen:* Da die vier befragten Personen die beiden Schlüsselkategorien unterschiedlich erlebten, konnten aus dem Datenmaterial Vergleichsdimensionen abgeleitet werden. In der Studie wurde das unterschiedliche Erleben der Partnersuche auf die verschiedenen institutionellen Wohnsituationen zurückgeführt: Die Aussagen der Interviewten zeigen, dass der Strukturierungsgrad der jeweiligen Wohnsituation entscheidend darauf einwirkt, wie die Teilnehmenden die Partnersuche respektive das zufällige Begegnen und das geplante Treffen erleben. Deshalb gilt der Strukturierungsgrad als relevante Vergleichsdimension.
2. *Gruppierung der Fälle und Analyse empirischer Regelmäßigkeiten:* Auf der zweiten Stufe der Typenbildung wurden die gruppierten Fälle in einem Profil verglichen, bezüglich ihrer Ähnlichkeit (Kluge spricht von «interner Homogenität» (2000, Absatz 8)) und Unterschiedlichkeit. Dabei meint ein «Fall» nicht eine Person, sondern die erlebten Strukturierungsgrade der unterschiedlichen Wohnsituationen. Das ist für die Analyse aufschlussreich, weil die interviewten Personen die Partnersuche in unterschiedlich stark strukturierten Wohnsituationen sehr verschieden erlebt haben.
3. *Analyse inhaltlicher Sinnzusammenhänge und Typenbildung:* Im dritten Schritt wurden die inhaltlichen Zusammenhänge der Fälle innerhalb einer Gruppe zusammengetragen und die drei oben genannten Typen beziehungsweise Profile gebildet. Das heisst, die Schilderungen des zufälligen Begegnens und des geplanten Treffens wurden mit der «Brille» der drei Profile durchleuchtet. Personen in wenig strukturierten und selbstständigen Wohnsituationen erlebten die Partnersuche entlang der Schlüsselkategorien sehr ähnlich. Deswegen wurden diese beiden Typen in einem Profil vereint.
4. *Charakterisierung der gebildeten Typen:* Nach den ersten drei Stufen der Typenbildung, die auch mehrmals durchlaufen werden können, wurden die drei Typen hinsichtlich ihrer Merkmale und inhaltlichen Zusammenhänge charakterisiert. Die drei Typen wurden differenziert beschrieben und ausgearbeitet, sodass sich diese voneinander abgrenzen. Die daraus entstandene Typologie ist allerdings nicht das Ergebnis der Untersuchung, sondern ein «Mittel zum Zweck wissenschaftlicher Erklärung» (Eisewicht, 2018, S. 14). Das heisst, mit der Typenbildung kann verdeutlicht werden, wie die Partnersuche anhand der beiden Schlüsselkategorien je nach Strukturierungsgrad der Wohnsituation erlebt wird. Die entwickelte Typologie mit den drei unterschiedlichen Profilen strukturiert die Präsentation der Ergebnisse. Dabei wird ein Fall einem Profil zugeordnet (Bohnsack & Nentwig-Gesemann, 2018).

5.3.1 Profil 1 – hochstrukturierte Wohnsituation

In einer hochstrukturierten Wohnsituation werden Personen in ihrem Alltag stetig von Assistenzpersonen begleitet. Der Betreuungsschlüssel auf den Wohngruppen ist hoch. Zum Zeitpunkt der Befragung leben Kaya und Kim in einer hochstrukturierten Wohngruppe. Sie arbeiten in verschiedenen Werkstätten und Ateliers. Auf die Frage, was die Bewohnenden in Kayas Institution allein machen dürfen, antwortet Kaya: «Ins Atelier runter laufen [...]. Ja, das ist es schon» (Kaya, 3. Treffen, Absatz 60). Auch Kim erzählt von der engen Begleitung in der Institution: «Ich darf nichts alleine machen, gar nichts, gar nichts darf ich alleine machen, gar nichts. Darf nichts alleine machen, muss immer unter Kontrolle sein, die Betreuer sagen immer, du musst unter Kontrolle sein» (Kim, 2. Treffen, Absatz 108). Die Assistenzpersonen seien stets anwesend (Kim, 2. Treffen). Kim und Kaya unterscheiden in den Gesprächen zwischen aktuellen und früheren Wohnsituationen. Sie erleben ihre aktuelle Wohnsituation als stärker strukturiert als ihre frühere, teilstrukturierte Wohngruppe.

5.3.2 Profil 2 – teilstrukturierte Wohnsituation

Die Betreuung in teilstrukturierten Wohnsituationen ist etwas weniger eng. Auch in diesen Wohngruppen sind Assistenzpersonen anwesend, allerdings nicht den ganzen Tag, sondern nur punktuell. Zudem fällt der Betreuungsschlüssel tiefer aus. Ebenso wie Personen in hochstrukturierten Wohnsituationen gehen Bewohnende von teilstrukturierten Wohngruppen einer Arbeit in der Institution nach und arbeiten in Werkstätten und Ateliers (Kaya, 1. Treffen). Zum Zeitpunkt der Erhebung wohnt keine der interviewten Personen in einer teilstrukturierten Wohngruppe. Jedoch haben alle Teilnehmenden bereits einmal in teilstrukturierten Wohngruppen gelebt und sprechen unterschiedlich darüber. Ihr Referenzpunkt ist die jeweilige aktuelle Wohnsituation, die sie mit der früheren teilstrukturierten Wohngruppe vergleichen. Beispielsweise beschreibt Chris die teilstrukturierte Wohngemeinschaft als sehr kontrollierend, was das folgende Zitat zeigt: «Ja ist ein Gefängnis gewesen fast dort. So wie ein Gefängnis dort, find ich jetzt. Es ist für mich Terror gewesen. Ich kann das einfach nicht» (Chris, 3. Treffen, Absatz 112). Gleichzeitig bezeichnet Kaya die Regelungen in einer früheren, teilstrukturierten Wohngruppe als gemässigt, im Gegensatz zur jetzigen Lebenssituation in einer hochstrukturierten Wohngruppe. Kaya erzählt, dass es in der teilstrukturierten Wohngruppe eher möglich gewesen ist, intime Kontakte mit Personen der gleichen Wohngruppe zu pflegen (Kaya, 1. Treffen). Zudem hätten Regelbrüche in Kayas hochstrukturierter Wohngruppe viel stärkere Konsequenzen als in der früheren teilstrukturierten Wohngruppe (Kaya, 3. Treffen).

5.3.3 Profil 3 – wenig strukturierte/selbstständige Wohnsituation

In wenig strukturierten beziehungsweise selbstständigen Wohnsituationen gestalten die Bewohnenden ihren Alltag mehrheitlich selbstständig. Ihre persönliche Bezugsperson begleitet sie individuell nach ihren Bedürfnissen, meist beschränkt auf vier Stunden pro Woche. Der Schwerpunkt der Begleitung liegt dabei auf Alltagsthemen (Sascha, 2. Treffen). Sascha erzählt von der eigenen selbstständigen respektive wenig strukturierten Wohngruppe:

Sascha: Bei mir ist gar niemand in der, also auch nur mal, nur am Mittwoch kommt jemand zu mir und sonst bin ich eigentlich alleine, ohne Fachpersonen.

Interviewerin: Und wie das so für dich?

Sascha: Ja gut, dann kann ich, ich meine ich brauche die Fachpersonen auch nicht wirklich und wenn etwas ist, kann ich beim [Lorbeerweg] anrufen oder rüber gehen. (Sascha, 2. Treffen, Absatz 16–18)

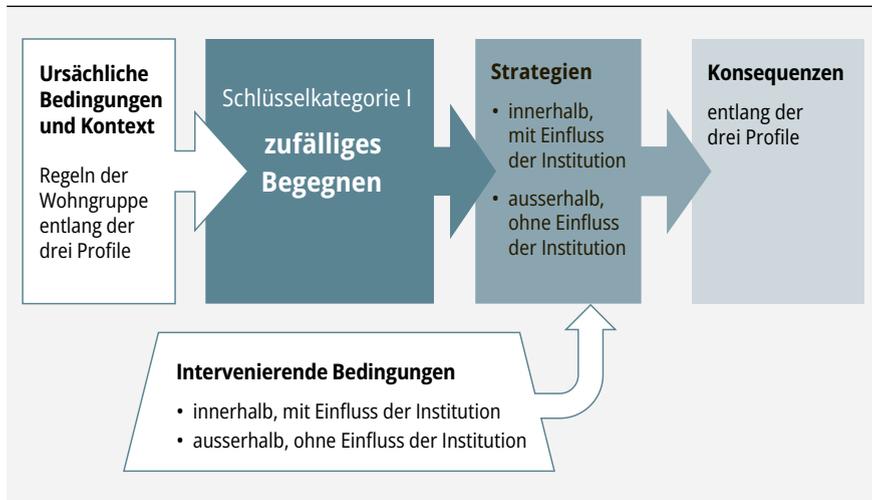
Während der Erhebungsphase leben Sascha und Chris in einer wenig strukturierten respektive selbstständigen Wohngruppe. Sascha lebt in einer etwas größeren Aussenwohngruppe und bereitet sich darauf vor, selbstständig zu leben. Chris wohnt mit einer weiteren Person zusammen. Beide arbeiten in der jeweiligen Institution (Chris, 1. Treffen; Sascha, 1. Treffen). Der Grad der Strukturierung unterscheidet sich in Bezug auf die Partnersuche bei beiden nur geringfügig, weshalb das wenig strukturierte und das selbstständige Profil zu einem zusammengefasst werden.

5.4 Schlüsselkategorie I – Zufälliges Begegnen

Im nachfolgenden Unterkapitel wird die erste Schlüsselkategorie der Partnersuche vorgestellt: das *zufällige Begegnen*. Eine Beziehung zwischen zwei Personen ist meist auf eine erste, zufällige Begegnung zurückzuführen, bei der Arbeit, einem Hobby, an der Bushaltestelle, über die Familie, über die sozialen Medien oder anderswo. Wie spielen sich zufällige Begegnungen in der Partnersuche von institutionalisiert lebenden Menschen mit Lernschwierigkeiten ab? Inwiefern beeinflusst der Umstand, dass sie in einer Institution leben, ihre Möglichkeiten, einer Person zufällig zu begegnen? Welche Unterschiede gibt es diesbezüglich hinsichtlich des Strukturierungsgrades der Wohnsituation? Die Ergebnisse zu dieser ersten Schlüsselkategorie werden anhand des Codierparadigmas (Strauss & Corbin, 1996) gegliedert, das nachfolgend abgebildet ist (Abb. 13). Zuerst werden die ursächlichen Bedingungen und der Kontext beschrieben, wobei die

Regeln der Wohngruppe anhand der drei Profile strukturiert werden. Danach werden die intervenierenden Bedingungen und die Strategien erläutert, welche unterteilt sind nach Aspekten innerhalb, mit Einfluss der Institution und ausserhalb, ohne Einfluss der Institution. Abschliessend werden die Konsequenzen beschrieben, wiederum entlang der drei Profile aus der Typologie.

Abbildung 13: Schlüsselkategorie «zufälliges Begegnen», in Anlehnung an Strauss & Corbin (1996, S. 78)



5.4.1 Ursächliche Bedingungen und Kontext

Ob Menschen mit Lernschwierigkeiten einer Person zufällig begegnen und sie als potenzielle:n Partner:in wahrnehmen können, hängt sowohl von verschiedenen ursächlichen Bedingungen ab als auch vom Kontext, in welchem die Partnersuche stattfindet. Ein Beispiel sind die Regeln in einer Wohngruppe, die je nach Strukturierungsgrad der Wohnsituation unterschiedlich sind.

Die Interviews zeigen, dass Personen, die in einer hochstrukturierten Wohngruppe (Profil 1) leben, konstant von Assistenzpersonen begleitet werden – unabhängig davon, ob sie sich innerhalb oder ausserhalb der Institution bewegen. Das zeigt die Antwort von Kaya: Den Weg ins Atelier zurückzulegen, ist das Einzige, das Kaya alleine machen darf (Kaya, 3. Treffen). Auch Kim erzählt, dass die Assistenzpersonen die Bewohnenden stets kontrollieren (Kim, 2. Treffen). Kim möchte dem gesuchten Gegenüber «draussen» begegnen. Allerdings darf sich Kim nicht allein ausserhalb der Institution aufhalten (Kim, 2. Treffen).

Auch in den Gesprächen über Erfahrungen in teilstrukturierten Wohngruppen (Profil 2) berichten die Teilnehmenden von Regeln, welche die Partnersuche beeinflussen. Alle vier Personen erzählen, dass die Institutionen die Freizeit der Bewohnenden begrenzen und sie nur jedes zweite Wochenende bei der Familie verbringen können. An den Wochenenden in der Wohngruppe dürfen die Bewohnenden einen Tag selbst gestalten, am zweiten Tag müssen sie an den Aktivitäten der Wohngruppe teilnehmen:

Also am Wochenende durften wir selbstständig fort, wenn wir dort gewesen sind. Weil wir durften ja jedes zweite Wochenende nach Hause zu den Eltern heim. Dieses, das wir dort verbracht haben, haben wir auch noch Sachen dürfen/ glaub am Sonntag haben wir immer mit der Gruppe noch etwas gemacht und am Samstag konnten wir frei für uns (Sascha, 1. Treffen, Absatz 46).

Neben den Wochenenden geben die Wohngruppen auch die freie Zeit während der Woche vor. Für die Bewohnenden gelten verbindliche Essenszeiten. Die Zeit nach dem Abendessen von sieben bis neun Uhr abends steht frei zur Verfügung. Um neun Uhr abends müssen alle Bewohnenden zurück in ihrer Wohngruppe sein, an den Wochenenden eine Stunde später (Sascha, 3. Treffen). Folglich sind die Möglichkeiten begrenzt, jemanden ausserhalb der eigenen Institution zu treffen. Nichtsdestotrotz berichtet Kaya aus der Zeit in einer teilstrukturierten Wohngruppe von einer zufälligen Begegnung mit einer Person, die Kaya gut gefällt. Die Begegnung ereignete sich in einem Park, in der Freizeit und ohne die Anwesenheit von Assistenzpersonen. Die Chance, dass sich solche zufälligen Begegnungen auch in der aktuellen hochstrukturierten Wohnsituation ergeben, schätzt Kaya als eher unwahrscheinlich ein (Kaya, 3. Treffen). Sascha vergleicht die eigene frühere teilstrukturierte Wohnsituation mit der jetzigen, selbstständigen Wohnsituation (Profil 3) am Blütenweg:

Und am Abendessen, und dann/ hast/ ist ein wenig stressig geworden. Wenn man erst um sechs Abendessen isst und um sieben kann man erst los und um neun muss man schon wieder zurück sein. Und am [Blütenweg] kannst du eigentlich zurück sein, wann du möchtest. Du musst einfach am Morgen «ufmöge». Aber du musst jetzt nicht um neun, Punkt neun zurück sein, kannst auch/ wenn es später wird, macht es nichts. Das find ich eben auch noch schön, die Freiheit, die du hast. (Sascha, Interview 3, Absatz 60)

Diese Aussagen zeigen, dass Regeln je nach Strukturierungsgrad der Wohnsituation die Partnersuche der Bewohnenden beeinflussen. Sie verunmöglichen zufällige Begegnungen ohne Einfluss der Institution besonders für Personen des ersten Profils (hochstrukturiert) und erschweren sie für Personen des zweiten Profils (teilstrukturiert). Die Freizeit von Personen des dritten Profils (selbstständig) wird nicht beschränkt, wodurch sie mehr Möglichkeiten haben.

5.4.2 Strategien

Die vier Studienteilnehmenden beschreiben in den Interviews verschiedene Strategien, die sie anwenden, um neuen Personen zufällig begegnen zu können. Und zwar (1) innerhalb oder (2) ausserhalb der Institution.

(1) Innerhalb, mit Einfluss der Institution

Kim, Kaya, Sascha und Chris erzählen, dass sie früher in teilstrukturierten Wohngruppen, also innerhalb der Institutionen, Personen begegnet sind, mit denen sie später eine Partnerschaft eingegangen sind. Chris beschreibt diese Begegnung folgendermassen: «Ja also dort ist es passiert, beim Wohnen. Ich habe schon gedacht, [diese Person] wohnt auch dort. Ich so, nein, [die] wohnt auch dort (lachen)» (Chris, 3. Treffen, Absatz 20). Auch Kim und Kaya, die zum Gesprächszeitpunkt in einer hochstrukturierten Wohngruppe leben, schildern ihre zufälligen Begegnungen mit Partner:innen in der früheren teilstrukturierten Wohngruppe: «Ich bin in die [Stiftung Ahorn] gekommen, an den [Knospweg]. Und dort habe ich [die Person] gesehen. Und mich auch verliebt in [die Person]», berichtet Kim (Kim, 1. Treffen, Absatz 66). Die vier Interviewten beschreiben die teilstrukturierte Wohngruppe als Ort, um einer neuen Person oder sogar einem potenziellen Gegenüber zu begegnen und schätzen diese Wohngruppen deshalb als besonders erfolgreich ein, insofern als sich bei allen vier Personen aus einer zufälligen Begegnung eine Beziehung entwickelte.

Nicht nur die Wohngruppe, auch das Gelände der Institution kann ein möglicher Begegnungsort sein. Diesen Punkt greift Sascha im Gespräch auf. Sascha wohnt zum Gesprächszeitpunkt in einer selbstständigen Wohngruppe und begegnete dem aktuellen Gegenüber zufällig auf dem Areal der Institution: «Ja ich habe [die Person] halt immer von weitem halt gesehen und [Sie] hat mir halt gefallen» (Sascha, 1. Treffen, Absatz 102). Anzumerken ist, dass in Institutionen auch Personen arbeiten, die ausserhalb wohnen, zum Beispiel in einer Aussenwohngruppe oder unabhängig von der Institution.

Andere Begegnungsmöglichkeiten innerhalb und mit Einfluss der Institution sind interne Angebote wie Feste, Diskotheken, Partys und organisierte Ferien. Sie werden von den vier Interviewten unterschiedlich genutzt. Kim nimmt an Partys teil, die von der eigenen Institution organisiert werden, weil Kim nach einem Gegenüber sucht und auch offen gegenüber Personen ist, die innerhalb der Einrichtung leben (Kim, 2. Treffen). Auch Ferien hat Kim schon über die Institution gebucht und begegnete dort einer Person, mit der Kim später eine Beziehung einging (Kim, Kennenlerngespräch). Zudem berichtet Kim von dem Kontaktangebot einer Organisation für Menschen mit Behinderungen. Dort können Menschen auf Partnersuche ihre Kontaktdaten hinterlegen (Kim,

1. Treffen). Dahingegen reagiert Kaya im Gespräch ablehnend auf die Frage, ob Angebote der Institution wie beispielsweise Partys und Diskotheken persönlich genutzt werden. Kaya gefällt diese Musik nicht, zudem müsse man sehr vorsichtig sein, um keine Fehler zu machen «dass es nicht schon verkehrt ist» (Kaya, 2. Treffen, Absatz 116). Auch Chris und Sascha nutzen die obigen Angebote unterschiedlich. Sascha zieht sie als mögliche Begegnungsorte in Betracht:

Ehm ja ich würde vielleicht, ich würde mal schauen gehen, was dort so/ wie es so ist, ob man dort [jemanden] finden kann, oder ob es [eine Person] hat, [die] einem passt. Vielleicht hat es auch niemanden, der einem passt oder vielleicht schon, das weiss man ja dann nicht. Ich würde einfach mal schauen gehen (Sascha, 2. Treffen, Absatz 70).

Dahingegen lehnt Chris solche Angebote eher ab. Auch eine Online-Plattform zur Partnersuche, auf die Chris von einer Assistenzperson hingewiesen wurde, probierte Chris zwar aus und erstellte mit Unterstützung ein Profil. Chris gefiel diese Plattform aber nicht und hörte deshalb auf, sie zu nutzen: «Habe ich gedacht, ich brauch das einfach nicht, nein» (Chris, 3. Treffen, Absatz 138).

Diese Ergebnisse zeigen, dass institutionelle Angebote von Bewohnenden sehr individuell genutzt werden, unabhängig vom Strukturierungsgrad der Wohngruppe.

(2) Ausserhalb, ohne Einfluss der Institution

In den Gesprächen über das zufällige Begegnen erläutert Chris die Verwendung sozialer Medien, um Begegnungsorte ausserhalb der Institution zu erschliessen. Chris nutzt Instagram, um neuen Personen online zu begegnen und sich mit diesen zu verabreden (Chris, 1. Treffen). Während Sascha zwar auch soziale Medien nutzt (allerdings nicht, um neuen Personen zu begegnen), drückt Kaya ein ambivalentes Verhältnis dazu aus: «Hm okay, da muss ich mal/ es hat für mich zwei Seiten, das Ganze. Okay, jetzt in der Corona-Zeit muss ich sagen, TOP, aber jetzt so, also so normal also nach vielleicht, nach der Corona-Zeit finde ich das «EHH» eher unpersönlich» (Kaya, 2. Treffen, Absatz 150).

Um Personen ausserhalb und ohne Einfluss der Institution zu begegnen, entwickelten die Befragten noch eine weitere Strategie: Sie involvieren ihr primäres soziales Netzwerk ausserhalb der Institution. Chris und Sascha berichten über nahe Bezugspersonen ausserhalb der Institution, die ihnen Begegnungsmöglichkeiten ausserhalb und ohne Einfluss der Institution eröffneten, als sie noch in einer teilstrukturierten Wohngruppe gelebt haben. Für Chris ist das eigene Geschwister eine wichtige Bezugsperson, sie gingen früher gemeinsam in die Diskothek (Chris, 1. Treffen). Auch für Sascha sind Freund:innen ausserhalb der Institution wichtig, um ohne Einfluss der Institution neuen

Menschen zu begegnen: «Wir haben uns dann immer wieder im, am Wochenende im Ausgang getroffen, aber mehrere zusammen, auch Frauen und Männer, so ein Grüppchen. Und die haben auch gewusst, dass ich da arbeite und wohne und denen hat es nichts ausgemacht» (Sascha, 3. Treffen, Absatz 86). Chris und Sascha, die zum Gesprächszeitpunkt selbstständig wohnen, nutzten die Diskothek und das abendliche Ausgehen vor allem während ihrer Zeit in der teilstrukturierten Wohngruppe als Begegnungsorte. Sie ergänzen noch weitere Orte: Chris erwähnt eine Bar, einen Fussballclub, einen Eishockeymatch, Aktivitäten in der Natur oder Chatportale (Chris, 1. Treffen). Sascha nennt die Stadt, ein Kaffee und ein Restaurant, ein Freibad, ein Kino, die Natur oder das Einkaufen als Begegnungsorte (Sascha, 1. Treffen). Sascha betont: «[E]s gibt viele Orte, wo man sich kennenlernen kann» (Sascha, 2. Treffen, Absatz 124).

Die beiden Interviewten in wenig strukturierten, respektive selbstständigen Wohnsituationen involvieren ihr primäres soziales Netzwerk ausserhalb der Institution, um neue Begegnungsorte zu erschliessen und dadurch neuen Personen spontan begegnen zu können. Die anderen beiden Personen, die zum Erhebungszeitpunkt hochstrukturiert leben, machen keine vergleichbaren Aussagen. Weder Kaya noch Kim berichten von Freund:innen ausserhalb der Institution und die Erzählungen über die eigene Familie konzentrieren sich vor allem auf ihre Kindheit und Schulzeit (Kaya, 1. Treffen). Familienmitglieder sind im Gegensatz zu Chris und Sascha für Kim und Kaya keine Akteur:innen, die ihnen Begegnungen ausserhalb der Institution ermöglichen. Kim erzählt über das eigene Geschwister, dass dieses keine Zeit habe, um gemeinsam etwas zu unternehmen. Deswegen sucht Kim eine andere Person dafür. Kim erzählt, dass man «draussen» jemanden kennenlernen kann, jedoch dürfe sich Kim nicht allein ausserhalb der Institution aufhalten (Kim, 2. Treffen). Im Gegensatz zu Chris und Sascha nennt Kim aber keine Begegnungsmöglichkeiten ausserhalb der Institution. Auch verweist Kim nicht darauf, bei der Partnersuche durch das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution unterstützt zu werden. Kaya beantwortete die Frage, ob gegenüber der Familie die Partnersuche thematisiert wird, mit: «Eher nicht so» (Kaya, 3. Treffen, Absatz 270). Obwohl ein Geschwister von Kayas sexueller Orientierung weiss, wird das Thema in der Familie nicht weiter besprochen (Kaya, 3. Treffen).

Anzumerken ist, dass die zwei Personen in hochstrukturierten Wohnsituationen keine Strategien nennen, mit denen sie sich spontane Begegnungsmöglichkeiten *ausserhalb* und ohne Einfluss der Institution erschliessen können.

5.4.3 Intervenierende Bedingungen

Die vier interviewten Personen erzählen von verschiedenen Strategien, die sie anwenden, um innerhalb oder ausserhalb der Institution neuen Personen zu begegnen. Diese Strategien werden durch *intervenierende Bedingungen* beeinflusst, die nachfolgend aufgezeigt werden sollen.

(1) Innerhalb, mit Einfluss der Institution

Alle Teilnehmenden bezeichnen die teilstrukturierte Wohngruppe als Ort innerhalb der Institution, wo sie potenziellen Partner:innen zufällig begegnen können. Kaya erläutert, dass das eigene Gegenüber eines Tages in die frühere, teilstrukturierte Wohngruppe eingeteilt wurde: «Ja dann hat sie gesagt, es/ du bekommst [eine:n neue:n Nachbar:in]. Dann ist [Luka] auf die gleiche Wohngruppe gekommen» (Kaya, 1. Treffen Absatz 168). Folglich beeinflusst die Zusammensetzung der Wohngruppe die Partnersuche und wirkt nach der Terminologie von Corbin und Strauss als eine *intervenierende Bedingung* auf die Partnersuche. Wie die Mitarbeitenden in Institutionen über die Zusammensetzung der Wohngruppe entscheiden, ist aus den Erzählungen der Interviewten nur teilweise abzuleiten. Eine Person erzählt: «Ja ich hab keine Lust mehr, noch irgendwie irgendwo hinzuwandern. Habe ich echt keinen Bock noch mehr drauf» (Kaya, 2. Treffen, Absatz 122). Diese Aussage könnte darauf hinweisen, dass die Bewohnenden den Wechsel von Wohnsituationen als willkürlich erleben.

Die Auswahl an möglichen Partner:innen innerhalb der Institution erleben die befragten Personen als stark begrenzt. Diese Auswahl gilt als intervenierende Bedingung auf die Chance, einem potenziellen Gegenüber zu begegnen. Kaya gibt auf die Frage, was die Schwierigkeiten bei der Partnersuche innerhalb der eigenen Institution sind, folgende Antwort: «Dass es fast niemanden hat, entweder zu alt oder hat schon jemanden, oder dann so abwertend, wie ich drüber geredet habe, dass ich sagen muss, dann hat es auch keinen Sinn» (Kaya, 3. Treffen, Absatz 288).

Diese intervenierende Bedingung gilt auch für die gesamte Institution, da die Auswahl an potenziellen Partner:innen *innerhalb* begrenzt ist auf die Bewohnenden sowie die Angestellten. Sascha beispielsweise begegnete dem Gegenüber auf dem Areal der Institution (Sascha, 1. Treffen). Diese Person ist nicht in der Institution wohnhaft, arbeitet jedoch dort. Dahingegen erklärt Kim, dass im Alltag keine Zeit vorhanden sei, um jemandem zu begegnen, da der Tagesablauf so straff organisiert sei (Kim, 2. Treffen).

Nach Kaya wirkt auch Glück als intervenierende Bedingung auf die Partnersuche. Kayas Aussage lässt darauf schliessen, dass selbst kaum beeinflusst werden kann, ob man einem potenziellen Gegenüber begegnet: «Dass ich,

vielleicht irgendwann, wenn ich Glück habe, dass ich mal <dra häre lauf>. Weisst du, wenn man gar nicht mehr damit rechnet, plötzlich» (Kaya, 3. Treffen, Absatz 354). Kim, ebenfalls in einer hochstrukturierten Wohnsituation, erlebt die Suche nach einer Person hingegen nicht als passiven, sondern als aktiven Prozess: «Man muss NIE sagen, man findet [keine Freund:innen], weil man findet schon Freunde. Aber wenn man keine Freunde sucht, dann hat man auch keine Freunde» (Kim, 2. Treffen, Absatz 319).

Folglich wirkt sich die Möglichkeit, die eigene Partnersuche selbst beeinflussen zu können, darauf aus, wie diese Suche erlebt wird. Die Möglichkeit, selbst Einfluss auf die Suche zu nehmen, kann demzufolge als intervenierende Bedingung aufgefasst werden. Manche der interviewten Personen nutzen institutionelle Angebote, um neuen Personen zu begegnen: Kim besucht solche Kurse oder Anlässe, Kaya hingegen nicht (Kim, Kennenlerngespräch; Kaya, 2. Treffen). Kayas Ablehnung von institutionellen Angeboten beruht auch darauf, dass Kaya es vorzieht, alleine etwas zu unternehmen, anstatt mit «desinteressierten Personen» Zeit zu verbringen (Kaya, 2. Treffen, Absatz 126).

Die Interviews lassen erahnen, dass die Mitarbeitenden einer Institution Informationen zur Partnersuche selektiv an die Bewohnenden weitergeben und sie nur teilweise in der Partnersuche unterstützen. Nur Chris und Kim erzählen, dass Mitarbeitende der Institution sie über eine online Datingplattform informiert haben, die sich spezifisch an Menschen mit Beeinträchtigungen richtet, die in Institutionen leben (Chris, 3. Treffen; Kim, 1. Treffen). Diese Selektivität kann als intervenierende Bedingung auf die Begegnungsmöglichkeiten bei der Partnersuche aufgefasst werden.

Eine weitere intervenierende Bedingung lässt sich der Aussage von Kaya entnehmen. Kaya erklärt, dass beim Besuchen von Partys grosse Vorsicht notwendig ist, um die Kontrolle über das eigene Verhalten nicht zu verlieren (Kaya, 2. Treffen). Dies ist für Kaya eine Herausforderung; Kaya hat Angst vor Kontrollverlust und Fehlverhalten. Deshalb nutzt Kaya solche Angebote nicht. Folglich wirkt auch die Art des Angebots als eine intervenierende Bedingung auf die Nutzung des Angebots.

Ob die Angebote innerhalb einer Institution genutzt werden, kann teils erklärt werden durch die Wünsche der suchenden Person. Während zum Beispiel Chris eine Person ausserhalb der Institution sucht (Chris, 2. Treffen) und demzufolge die institutionellen Angebote nicht erwähnt oder auch ablehnt (Chris, 3. Treffen), lernt Sascha das Gegenüber innerhalb der Institution kennen und zieht institutionelle Anlässe als Begegnungsorte in Betracht (Sascha, 3. Treffen). Im Gegensatz zu Kaya nutzt Kim die institutionellen Angebote. Die Wünsche und Absichten der interviewten Personen wirken als intervenierende Bedin-

gung darauf ein, ob sie institutionelle Angebote nutzen. Das «Buch einer Organisation», wie es Kim nennt (Kim, 1. Treffen, Absatz 222), nämlich die erwähnte online Datingplattform einer Organisation für Menschen mit Beeinträchtigungen, schätzt Kim als ungeeignete Strategie ein, um eine gleichgeschlechtliche Person für eine Beziehung zu finden. Gleichzeitig schliesst Kim eine Partnerschaft mit einer gegengeschlechtlichen Person ausserhalb der Institution aus: «Nein, ist zu schwierig. Ist zu schwierig» (Kim, 1. Treffen, Absatz 236).

(2) Ausserhalb, ohne Einfluss der Institution

In sozialen Medien ist es möglich, neuen Menschen ausserhalb und ohne Einfluss der Institution zu begegnen. Die dafür erforderlichen Fähigkeiten sind unter anderem intervenierende Bedingungen, welche die Nutzung von sozialen Medien als Begegnungsort beeinflussen. Um zum Beispiel ein Profil auf *Instagram* anlegen zu können, muss eine Person schwere Sprache verstehen können. Auch das Chatten, also das schnelle, schriftliche Kommunizieren, kann als herausfordernd erlebt werden (Kaya, 2. Treffen). Zudem kann auch die Infrastruktur einer Wohngruppe als intervenierende Bedingung einwirken auf die Zugänglichkeit zu virtuellen Begegnungsräumen ausserhalb der Institution. Nicht alle Institutionen verfügen über Computer, die die Bewohnenden nutzen können. In solchen Fällen müssen sie sich selbst ein Gerät anschaffen, vorausgesetzt, sie können es sich leisten (Sascha, 3. Treffen). Die finanziellen Mittel einer Person wirken nicht nur in dieser Hinsicht als intervenierende Bedingung. Sie sind auch entscheidend dafür, ob Orte ausserhalb der Institution aufgesucht werden können wie beispielsweise eine Bar, ein Restaurant oder ein Hotel (Chris, 1. Treffen).

Um anderen Menschen ausserhalb und ohne Einfluss der Institution zu begegnen, involvieren die vier befragten Personen das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution. Sie thematisieren ihnen gegenüber die Partnersuche, was als intervenierende Bedingung verstanden werden kann. Zum Beispiel berichtet Chris, während der Woche einen intensiven Austausch mit der Familie zu pflegen (Chris, 3. Treffen). Auch Sascha erzählt von dem engen Kontakt mit dem eigenen primären sozialen Netzwerk und schliesst nicht aus, durch den Einfluss der Familie jemandem zu begegnen (Sascha, 3. Treffen). Dahingegen scheinen Kaya und Kim die Partnersuche nicht mit ihrer Familie zu besprechen (Kaya, 3. Treffen). In den Gesprächen wird ersichtlich, dass vor allem Personen in selbstständigen Wohnsituationen mit dem primären sozialen Netzwerk über die Partnersuche sprechen. Vermutlich hängt das mit den vermehrten Kontaktmöglichkeiten zusammen. Personen in selbstständigen Wohnsituationen können aufgrund der Regeln in selbstständigen Wohngruppen mehr Zeit mit dem Netzwerk ausserhalb verbringen. Folglich kann auch die Möglichkeit, private

Kontakte mit dem primären sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution zu pflegen, als intervenierende Bedingung betrachtet werden.

Eine weitere intervenierende Bedingung, die auf die zufälligen Begegnungsmöglichkeiten einwirkte, war die Covid-19-Pandemie respektive deren Auswirkungen auf die Kontaktmöglichkeiten innerhalb und ausserhalb der Institution. Treffpunkte und Begegnungsorte fielen grösstenteils weg (Kim, 1. Treffen).

5.4.4 Konsequenzen

Als ein Aspekt der Partnersuche wurde die Schlüsselkategorie *zufälliges Begegnen* herausgearbeitet. In diesem Kapitel werden aus den Strategien und den intervenierenden Bedingungen mögliche Konsequenzen abgeleitet.

Personen in hochstrukturierten Wohngruppen (Profil 1) haben kaum die Möglichkeit, potenziellen Partner:innen zufällig zu begegnen. Solche Begegnungsmöglichkeiten müssen von Assistenzpersonen geschaffen werden – was dem Aspekt der Zufälligkeit widerspricht. Zufällige Begegnungen finden innerhalb und ausserhalb der Institution somit nur unter Anwesenheit von Drittpersonen statt und sind dementsprechend nicht privat. Kim wünscht sich mehr Privatsphäre in der Partnersuche (Kim, 1. Treffen). Dieser Wunsch ist als *Konsequenz* der engen Begleitung durch die Assistenzpersonen zu verstehen. Die Gespräche mit den beiden Personen des hochstrukturierten Profils zeigen, dass sich die Partnersuche überwiegend auf bereits bekannte Personen im institutionellen Umfeld richtet (z. B. Kaya, 2. Treffen). Die Ausrichtung der Bewohnenden auf eine bereits bekannte Person innerhalb der Institution kann als Konsequenz davon interpretiert werden, dass Strategien fehlen, um Begegnungsmöglichkeiten ausserhalb der Institution zu schaffen.

Personen in teilstrukturierten Wohngruppen (Profil 2) verfügen über mehr zufällige Begegnungsorte, denn sie erwähnen auch solche ausserhalb der Institution. Hingegen sprechen Personen in hochstrukturierten Wohngruppen fast nur von Orten innerhalb der Einrichtung. Dennoch sind auch bei den Personen in teilstrukturierten Wohngruppen die Möglichkeiten beschränkt, eine neue Person kennenzulernen. Beispielsweise bietet sich während der Woche nur ein freies Zeitfenster von sieben bis neun Uhr abends: In diesem zweistündigen Zeitfenster können viele Veranstaltungen aber nicht besucht werden, wie Kino-, Theater- oder Konzertbesuche (Sascha, 3. Treffen), da der Weg von der Einrichtung zu den Veranstaltungen ebenfalls Zeit kostet. Auch an den Wochenenden ist die Freizeit der Bewohnenden eingeschränkt – auf einen Tag und jede zweite Woche auf zwei Tage zu Hause. Vermutlich halten es deshalb viele Bewohnende für effektiver, potenziellen Partner:innen in der teilstrukturierten Wohngruppe zu begegnen, als die zwei Stunden am Abend ausserhalb der Institution

und das Wochenende bei der Familie für die Partnersuche zu nutzen. Das bedeutet, dass die Bewohnenden teilstrukturierter Wohngruppen wegen den einschneidenden Regelungen in der Wohnsituation die Strategie nutzen, innerhalb der eigenen Institution jemandem zu begegnen. Das führt konsequenterweise dazu, dass viele Beziehungen in teilstrukturierten Wohngruppen entstehen und geführt werden.

Personen, die in einer wenig strukturierten Wohngruppe (Profil 3) leben, beschreiben vielfältige Begegnungsmöglichkeiten innerhalb und ausserhalb der Institution. In selbstständigen Wohnsituationen erleben die Bewohnenden mehr Freiheiten. Zum Beispiel, da sie abends nicht um eine bestimmte Uhrzeit zurück in der Wohngruppe sein müssen und weil sie Begegnungsorte selbst wählen und bestimmen können. Chris und Sascha gestalten die eigene Freizeit selbst, ohne zeitliche Begrenzung durch die Einrichtung. Dadurch kann das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution auch während der Woche in die Partnersuche involviert werden und nicht nur an jedem zweiten Wochenende (Chris, 3. Treffen). Um jemandem zu begegnen, nutzen Chris und Sascha nur wenige Strategien innerhalb, jedoch viele verschiedene Strategien ausserhalb der Institution. Das bedeutet in der Konsequenz, dass sich die Partnersuche und damit das zufällige Begegnen überwiegend ausserhalb der Wohngruppe abspielt.

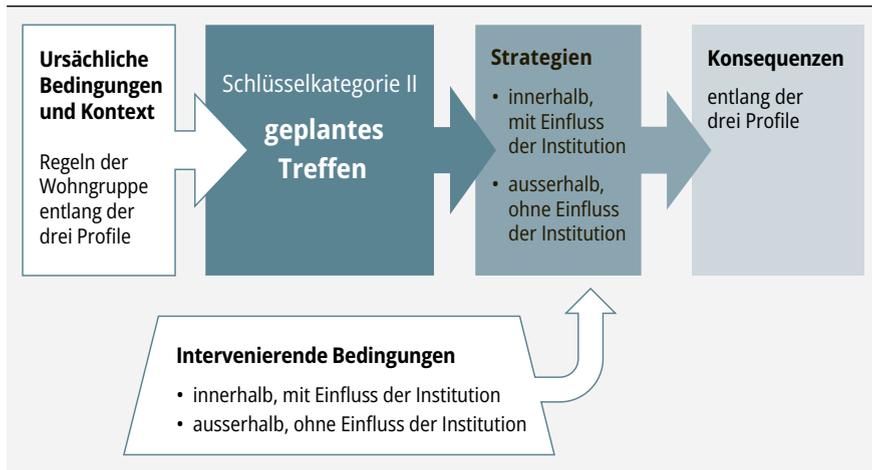
5.5 Schlüsselkategorie II – Geplantes Treffen

Das Kapitel 5.4 widmete sich der Schlüsselkategorie I der Partnersuche: dem zufälligen Begegnen. Wird eine Person nach einer zufälligen Begegnung als mögliches Gegenüber in Betracht gezogen, stellt sich die Frage nach den nächsten Schritten, um diese Person besser kennenzulernen. Welche Möglichkeiten bestehen für Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in einer Institution leben, um den Kontakt mit einer anderen Person aufrechtzuerhalten und sich zu treffen? Diese und weitere Fragen werden im Kapitel 5.5 zur zweiten Schlüsselkategorie *geplantes Treffen* besprochen. Wie kann eine Beziehung in einer Institution gestaltet werden? Und welche Strategien nutzen die Befragten, um ihre Partnerschaft nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten?

Die Aussagen der vier Interviewpartner:innen werden vorgestellt entlang des Codierparadigmas der zweiten Schlüsselkategorie, dem geplanten Treffen (Abb. 12). Dabei wird das Erleben der geplanten Treffen entlang der drei Profile des Strukturierungsgrades vorgestellt. Die Gliederung dieses Kapitels ist dieselbe wie die der ersten Schlüsselkategorie: Zuerst werden die ursäch-

lichen Bedingungen und der Kontext beschrieben, danach die Strategien, die intervenierenden Bedingungen und abschliessend die daraus folgenden Konsequenzen.

Abbildung 14: Schlüsselkategorie «geplantes Treffen», in Anlehnung an Strauss & Corbin (1996, S. 78)



5.5.1 Ursächliche Bedingungen und Kontext

Genauso wie zufällige Begegnungen werden geplante Treffen mit potenziellen Partner:innen durch den Kontext und die ursächlichen Bedingungen der Wohnsituation beeinflusst. Personen, die zum Zeitpunkt der Gespräche hochstrukturiert leben (Profil 1), konnten sich nur in Absprache mit den Mitarbeitenden der Institution verabreden. Bereits um mit einer Person aus einer anderen Wohngruppe derselben Institution einen Kaffee zu trinken, sind Abklärungen erforderlich:

Interviewerin: Und wie würde das, wenn Sie [Jamie] jetzt hier treffen möchten. Wie würde das ablaufen?

Kaya: Dann würde die Gruppe zuerst fragen, ob ich Zeit habe und Lust habe, mit [Jamie] einen Kaffee zu trinken.

Interviewerin: Und dann, wie würde das weiter gehen?

Kaya: Dann dürfte man sich nur unten treffen, nicht in den Zimmern oben.

Interviewerin: Nicht in den Zimmern?

Kaya: Ja, nicht, dass da etwas passiert, und sie sehen es nicht, oder so, darum.

(Kaya, 3. Treffen, Absatz 177–182)

An diesem Gesprächsausschnitt zeigt sich, dass Treffen nur an öffentlichen Orten in der Institution möglich sind, die Mitarbeitende der Institution kontrollieren und beobachten können. Auch Personen, die in einer Beziehung sind und hochstrukturiert wohnen, erleben die Gestaltung privater Treffen als herausfordernd. Beispielsweise erzählt Kim, das Gegenüber weder zum Übernachten einladen noch besuchen zu dürfen. Kim erlebt jeglichen privaten Kontakt als verboten. Es ist anzumerken, dass Kim früher in derselben teilstrukturierten Wohngruppe wie das Gegenüber lebte und sie sich dort treffen konnten (Kim, 1. Treffen). Auch Kaya, ebenfalls wohnhaft in einer hochstrukturierten Wohngemeinschaft, erzählt von intimen Momenten mit anderen Bewohnenden derselben teilstrukturierten Wohngruppe und vergleicht diese mit der jetzigen hochstrukturierten Wohnsituation: «[W]eil das kann ich jetzt hier vergessen da. Da müssen wir ja aufpassen, dass man hier nicht noch wegkommt, also am besten hier» (Kaya, 1. Treffen, Absatz 168). Kaya deutet an, dass intime Begegnungen mit anderen Bewohnenden in einer hochstrukturierten Wohngruppe einschneidende Massnahmen nach sich ziehen können.

Die bereits in der ersten Schlüsselkategorie aufgeführten Regeln in teilstrukturierten Wohngruppen (Profil 2) sind auch für die zweite Schlüsselkategorie *geplantes Treffen* relevant. Beispielhaft sind die starke Begrenzung der Freizeit (von sieben bis neun Uhr abends während der Woche, bis zehn Uhr an den Wochenenden) oder die Regelung des zweiwöchigen Heimfahrrhythmus sowie von Besuchen auf der Wohngruppe – sie sind zwar möglich, allerdings muss die eigene Zimmertür offenbleiben (Chris, 3. Treffen). Auch um mit einer anderen Person ausserhalb oder innerhalb der teilstrukturierten Wohngruppe zu übernachten, müssen bestimmte Bedingungen beachtet werden. Sascha erzählte, dass Übernachtungen während der Woche nicht erlaubt seien, da dies nicht mit der Arbeit zu vereinbaren sei (Sascha, 2. Treffen). Zudem müssen die Bewohnenden der teilstrukturierten Wohngruppe drei Monate nach Beginn einer Beziehung warten, bis sie mit einer anderen Person im eigenen Zimmer übernachten dürfen. Auf selbstständigen Wohngruppen ist das Übernachten früher möglich:

Okay, dort ist einfach, ja, eben das habe ich erzählt, drei Monate lang, ah nein. Drei Monate konntest du, hatte [das Gegenüber] nicht können bei dir schlafen. Drei Monate musstest du warten, nicht jetzt, nicht vorher, drei Monate musstest du warten. [...] Aber jetzt auf der WG, auf der anderen WG, ist tiptop. Sie wissen, dass ich, ja weisst du, vielleicht mal wieder [eine Person] kennenlernen will. [Sie] kann kommen, wann [Sie] kommen will, essen, schlafen (Chris, 3. Treffen, Absatz 104).

Von selbstständig lebenden Personen (Profil 3) wird erwartet, dass sie Übernachtungswünsche mit der persönlichen Bezugsperson besprechen und

planen. Sascha erklärte, dass abgesehen davon keine weiteren Absprachen mit der Bezugsperson notwendig sind: «Nein, eigentlich nicht. Auf Besuch dürfen wir zueinander, wir dürfen auch fort/auswärts gehen zusammen. Es ist eigentlich nur das mit dem Übernachten, das wir noch besprechen müssten dann. Alles andere ist eigentlich frei» (Sascha, 2. Treffen, Absatz 118). Zudem müssen laut Chris die anderen Bewohnenden der Wohngemeinschaft über Besuche informiert werden, um das Abendessen und das Einkaufen planen zu können (Chris, 2. Treffen). Auch über Treffen ausserhalb der Institution muss mindestens eine mitbewohnende Person informiert werden (Sascha, 3. Treffen). Im Unterschied zur teilstrukturierten Wohnsituation dürfen selbstständig lebende Personen auch während der Woche so lange ausgehen, wie sie möchten, (Sascha, 3. Treffen).

5.5.2 Strategien

Die vier befragten Personen beschreiben unterschiedliche Strategien, die sie ergreifen, um sich mit einer Person verabreden zu können. Dabei wird erneut zwischen Strategien unterschieden, die (1) innerhalb und unter Einfluss der Institution eingesetzt werden und (2) solchen, die ausserhalb und ohne Einfluss der Institution genutzt werden.

(1) Innerhalb, mit Einfluss der Institution

Interviewte in hochstrukturierten Wohnsituationen benennen verschiedene Strategien, um innerhalb der Institution potenzielle Partner:innen zu treffen. Kim beispielsweise beabsichtigt, eine Person zu treffen, die in der gleichen Institution arbeitet, aber ausserhalb wohnt. Kim plant, diese Person an die eigene Geburtstagsfeier in die Wohngruppe einzuladen. So werden die Bewohnenden und die Mitarbeitenden der Institution in die Planung des Treffens miteinbezogen (Kim, 2. Treffen).

Auch Kaya plant das Treffen mit einem potenziellen Gegenüber zusammen mit den Mitarbeitenden der Institution. Um ein Treffen zu organisieren, müssen in hochstrukturierten Wohnsituationen meistens mehrere Personen, mindestens die Assistenzpersonen der Wohngruppe oder die Institutionsleitung, involviert werden: «Dann würde ich [die Institutionsleitung] fragen und [ihr] sagen, <Du ist das in Ordnung, wenn ich mit [dieser Person] mich kennenlernen?>» (Kaya, 3. Treffen, Absatz 132). Bei den Absprachen mit der Institutionsleitung und den Mitarbeitenden der Wohngruppen werden auch die Treffpunkte innerhalb der Institution vereinbart, wobei es sich nicht um private, sondern um öffentliche Orte für alle Bewohnenden handelt (Kaya, 3. Treffen). Die Institution kontrolliert, wie die Bewohnenden ihre sexuellen Bedürfnisse ausleben. Dennoch sieht Kaya

einen möglichen Handlungsspielraum: « [I]ch denke, man müsste es halt einfach mit der Gruppe absprechen, ob beide das wollen, denk ich. Dann geht das sicher, wenn es für beide stimmt, bin ich mir sicher» (Kaya, 3. Treffen, Absatz 202).

Kims Erleben in der hochstrukturierten Wohngruppe widerspricht der optimistischen Aussage von Kaya. Kim darf das gegengeschlechtliche Gegenüber weder einladen noch besuchen (Kim, 2. Treffen). Weiterführend erzählt Kim, eine gleichgeschlechtliche Person von ausserhalb der Institution zu suchen, um zusammen eine Partnerschaft einzugehen (Kim, 1. Treffen). Auf die Nachfrage der Interviewerin, weshalb diese gesuchte Person von ausserhalb sein soll, meint Kim: «Weil in der [Stiftung Ahorn] kannst du nicht abmachen» (Kim, 1. Treffen, Absatz 48). Zudem erzählt Kim: «Ich möchte [eine Person, die] abmachen kann. [Die] mich treffen kann und dann mit mir abmacht. Und dann, dann immer fortgeht mit mir» (Kim, 1. Treffen, Absatz 179). Diese Aktivitäten darf Kim mit dem gegengeschlechtlichen Gegenüber nicht unternehmen (Kim, 1. Treffen). Es ist anzunehmen, dass die Suche nach einer gleichgeschlechtlichen Person ausserhalb der Institution Kims Strategie ist, um mit jemandem Zeit ausserhalb der Institution verbringen zu dürfen. Das Treffen würde in einem privaten Rahmen und ohne Beobachtung durch die Institution stattfinden (Kim, 1. Treffen). Zudem würde keine Gefahr bestehen, dass ein Kind gezeugt wird, was gemäss Kim zum Ausschluss aus der Institution führen würde (Kim, 1. Treffen).

Doch nicht immer werden die Mitarbeitenden der Institution über ein geplantes Treffen informiert. Die Befragten beschrieben auch die Möglichkeit, sich gegen die Vorgabe öffentlicher Orte zu stellen und private Treffen ohne Einbezug der Mitarbeitenden zu vereinbaren. Die Mehrheit der befragten Personen nutzen «versteckte» oder «heimliche» Orte innerhalb der Institution. Alle diesbezüglich berichteten Erfahrungen spielten sich ab, als die jeweiligen Personen noch in teilstrukturierten Wohngruppen lebten und nicht in hochstrukturierten oder selbstständigen Wohngemeinschaften. Kaya berichtet von intimen Momenten, die ohne das Wissen der Wohngruppenleitenden mit anderen Bewohnenden der teilstrukturierten Wohngruppe geteilt wurden:

Wir haben das immer erst gemacht, wenn die Gruppenleiter weg gewesen sind, natürlich. Das haben wir natürlich/ einfach gewartet und gewusst, wann die arbeiten, und wann die gehen und wann die nach Hause gehen. Dann haben wir immer die Autos erkannt und dann haben immer geschaut, [Automarke] hm spät, eh, wird knapp. So haben wir immer geschaut, so haben wir immer abgewartet [...] (Kaya, 1. Treffen, Absatz 170).

Weiterführend beschreibt Kaya auch die Toiletten in einem bestimmten Sektor der Institution als möglichen Treffpunkt, um intime Momente mit einer anderen Person der Institution zu erleben. Die Bewohnenden mussten dabei die Zeiten

beachten, zu denen das Reinigungspersonal jeweils die Anlagen säuberte (Kaya, 1. Treffen). Auch Chris, zum Erhebungszeitpunkt selbstständig lebend, berichtet von «versteckten» Treffen in der Zeit in einer teilstrukturierten Wohngruppe. Waren gemäss den Mitarbeitenden der Wohngruppe schon «genügend» Paare für ein Wochenende angemeldet, wurden versteckte Treffen vereinbart: «Hab ich gedacht, ich hab eine Idee, was ich mache. Sag [Lou] ich geh raus ein wenig spazieren und dann ist [mein:e Partner:in] einfach gekommen. So versteckt ist [mein:e Partner:in] zu mir gekommen. [...] Nachher haben sie mich nicht gesehen» (Chris, 3. Treffen, Absatz 110). Dass sich am Wochenende nur eine begrenzte Anzahl Paare in der Wohngruppe treffen durften, erlebte Chris als willkürlich und frustrierend. Chris entwickelte kreative Lösungen, um das Gegenüber trotzdem treffen zu können (Chris, 3. Treffen).

Daran anschliessend stellt sich die Frage: Was ist in diesem Zusammenhang mit den Bezeichnungen «heimlich» und «versteckt» gemeint? Es wäre denkbar, dass die Mitarbeitenden in den Institutionen den Bewohnenden in teilstrukturierten Wohnsituationen diesen Freiraum bewusst zugestanden haben, damit sie private, intime Momente erleben können. Die versteckten Treffen wären dann als Raum für selbstbestimmtes Handeln zu interpretieren, ohne Einbezug von Mitarbeitenden in der Institution.

Die befragten Personen des zweiten Profils beschreiben noch weitere Strategien. Chris erzählt, dass Mitbewohnende der gleichen Wohngruppe die Treffen von Chris mit potenziellen Partner:innen unterstützten. So vereinbarte Chris beispielsweise während der Freizeit innerhalb der Institution ein Treffen, um eine andere Person kennenzulernen (Chris, 1. Treffen). Chris berichtet zudem von einer anderen Möglichkeit, um Partner:innen von ausserhalb zu treffen. Das Gegenüber nahm an Ausflügen der Wohngruppe teil (Chris, 3. Treffen). Dieses Vorgehen kann als Strategie interpretiert werden, um das Gegenüber trotz der begrenzten Freizeit am Wochenende zu sehen. Zudem erhöht sie möglicherweise auch die Akzeptanz der anderen Mitbewohnenden gegenüber zukünftigen Treffen des Paares in der Wohngruppe.

Die interviewten Personen, die selbstständig leben, müssen im Kontext der Partnersuche und Beziehung nur das Übernachten mit der Bezugsperson in der Institution besprechen. Es wird festgehalten, bei wem das Paar übernachtet (Sascha, 2. Treffen). Sascha beschreibt in diesem Zusammenhang, dass das Übernachten mit dem Gegenüber aktuell noch kein Thema sei: «Ja mit dem Schlafen ist im Moment noch nicht, aber wir sehen/ [mein:e Partner:in] kommt viel einfach so auf Besuch, am Abend nach dem Arbeiten. [...] aber schlafen ist im Moment noch nicht» (Sascha, 2. Treffen, Abs. 68). Inwiefern auch bei diesen Besuchen Intimität möglich ist, ohne dass die Bezugsperson involviert werden

muss, erläutert Sascha nicht. Folglich könnte es eine Strategie sein, mit dem Übernachten zu warten, das Übernachten nicht anzusprechen oder bei Besuchen intime Momente zu erleben, um eine unabhängige, nicht durch die Institution kontrollierte Partnerschaft zu leben. Denn bei Personen, die selbstständig leben, ist das Übernachten der einzige Aspekt im Kontext der Partnersuche, der die Institution mitbestimmt und somit die sexuelle Selbstbestimmung einschränkt.

(2) Ausserhalb, ohne Einfluss der Institution

Eine Möglichkeit, um eine Person ausserhalb und ohne Einfluss der Institution zu treffen, bieten die sozialen Medien. Sascha und Chris nutzen sie beide für die Partnersuche. Sascha kontaktierte eine Person, die Sascha bereits aus der Institution kannte – die Person arbeitete auf dem Gelände der Einrichtung – über Facebook und bat sie um ihre Handynummer (Sascha, 1. Treffen). Dadurch wurden (online) Treffen ausserhalb und ohne Einfluss der Institution möglich. Auch Chris nutzt soziale Medien für die Partnersuche, allerdings nur für die erste Begegnung. Die anschliessenden Treffen finden nicht online statt (Chris, 2. Treffen).

Chris erwähnt im Gespräch eine weitere Möglichkeit, um jemanden zu treffen: Über einen Elternteil ein mögliches Gegenüber vermittelt zu bekommen (Chris, 2. Treffen). Chris erwähnte mehrfach, sich mit dem Gegenüber an den Wochenenden ausserhalb der Einrichtung (bei der eigenen Familie) getroffen zu haben. Neben der Einladung an das eigene Geburtstagsfest daheim (Chris, 1. Treffen) erzählt Chris auch vom gemeinsamen Fussballschauen mit der eigenen Familie (Chris, 2. Treffen).

Chris und Sascha berichten davon, dass sie sich vor allem an jenen Wochenenden verabredeten, die sie nicht in der Einrichtung verbrachten. So konnten sie jemanden ausserhalb und ohne Einfluss der Institution treffen. Besonders während ihrer Zeit in einer teilstrukturierten Wohngruppe pflegten sie ihre Beziehungen überwiegend an den Wochenenden zu Hause bei der Familie. Chris umging so die Regeln der Institution und konnte zum Beispiel schon vor den drei Monaten mit dem Gegenüber zusammen übernachten: «[D]ann bin ich zu [dem Gegenüber] schlafen gegangen jedes Wochenende, dann haben sie [die Mitarbeitenden der Wohngruppe] nichts gesagt dort und so» (Chris, 1. Treffen, Absatz 146). Das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution, zum Beispiel die Familie, kann die selbstbestimmte Gestaltung einer Partnerschaft unterstützen. Folglich kann das Involvieren des primären Netzwerks ausserhalb der Institution eine Strategie sein, um eine Beziehung unabhängig von der Institution zu gestalten. Auch Sascha berichtet, dass sich eine frühere Beziehung mit einer Person derselben teilstrukturierten Wohngruppe vor allem auf die

Wochenenden zu Hause konzentrierte:

Ja das [Treffen zu zweit] haben wir meistens an den Wochenenden gemacht, an denen wir zu Hause gewesen sind. Als wir bei den Eltern waren, haben wir uns einfach getroffen und dort sind wir auch je nach Wetter halt ins Kino, oder baden, oder, so Sachen halt, oder an den See nach [Ort im Mittelland] (Sascha, 1. Treffen, Absatz 50).

Diese Treffen zu zweit an den Wochenenden waren möglich, da Sascha das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution involvierte (Sascha, 3. Treffen). Zum Gesprächszeitpunkt lebt Sascha selbstständig und in einer neuen Beziehung. Mit dem neuen Gegenüber teilt Sascha den Arbeitsort in der Institution, was positiv erlebt wird. Zudem treffen sich die beiden nicht nur an den Wochenenden, sondern auch in der Mittagspause und am Abend (Sascha, 1. Treffen). Sascha schätzt es, die Treffen individuell vereinbaren zu können und nicht mit dem Gegenüber zusammen zu wohnen wie in der früheren Partnerschaft, in welcher oft gestritten wurde: «[W]eil wir hatten ja auch viel Streit gehabt, weil wir uns immer so viel gesehen haben. Es ist wie/ es wird dann wie mit der Zeit zu viel, wenn man sich/ wenn man gar keine Pause mehr voneinander hat» (Sascha, 1. Treffen, Absatz 64).

Chris hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Mit einer Person derselben teilstrukturierten Wohngruppe zusammen zu sein, bedeutet, keinen Abstand voneinander zu haben, sich beim Essen, beim Schlafen und auf der Wohngruppe zu sehen (Chris, 3. Treffen). Anzunehmen ist, dass sich Chris und Sascha aufgrund von diesen Erfahrungen entschieden haben, keine Beziehung mit einer Person derselben Wohngruppe einzugehen. Durch diese Strategie können sie Treffen selbstbestimmter und ohne Einfluss der Institution gestalten. Jedoch stellt sich auch die Frage, welchen Spielraum die beiden diesbezüglich tatsächlich haben.

Um potenzielle Partner:innen ohne den Einfluss der Institution und des primären sozialen Netzwerks zu treffen, schlagen die selbstständig lebenden Befragten öffentliche Orte vor. Sie nutzen öffentliche Orte ausserhalb der Einrichtung besonders in der ersten Phase des Kennenlernens. Zum Beispiel Restaurants, Weihnachtsmärkte, eine Bar oder ein Ausflugsort (Sascha, 3. Treffen).

Die beiden Personen Kaya und Kim, die hochstrukturiert leben, benennen keine Strategien, wie sie eine Person ausserhalb der Institution treffen können. Die Aktivitäten, die sie für ein Treffen vorschlagen, begrenzen sich auf das Institutionsgelände, zum Beispiel Kaffee trinken, fernsehen, am Computer etwas machen oder Fahrrad fahren (Kaya, 1. Treffen). Kims Wunsch, eine gleichgeschlechtliche Person ausserhalb der Institution kennenzulernen und zu treffen, scheint nicht realisierbar zu sein (Kim, 2. Treffen).

5.5.3 Intervenierende Bedingungen

Das vorangehenden Kapitel handelt von den verschiedenen Strategien, die die vier interviewten Personen verfolgen, um sich innerhalb und ausserhalb der Institution mit Partner:innen zu treffen. In diesem Kapitel wird gezeigt, welche intervenierenden Bedingungen diese Strategien beeinflussen können.

(1) Innerhalb, mit Einfluss der Institution

In den Gesprächen erzählten die Interviewten aus hochstrukturierten Wohngruppen, dass die Haltung und Einstellung der Mitarbeitenden ihre Partnersuche beeinflusst. Sie entscheiden darüber, ob die Bewohnenden jemanden treffen dürfen und wie dieses Treffen abläuft. Die Haltung wirkt somit als intervenierende Bedingung auf die Strategien der Bewohnenden.

Bereits im Kennenlerngespräch bei Anwesenheit der Wohngruppenleitung äussert Kim den Wunsch, das Gegenüber auf die Wohngruppe einzuladen. Die Wohngruppenleitung schlägt Kim diesen Wunsch aber ab (Kim, Kennenlerngespräch). Auch in den darauffolgenden Interviews kommentiert Kim diese ablehnende Haltung der Wohngruppenleitung sowie der Assistenzpersonen (Kim, 1. Treffen). Als intervenierende Bedingungen auf Partnersuche und Beziehung erlebt Kim neben der Haltung der Wohngruppenleitung und der Assistenzpersonen auch die Einstellung einer Leitungsperson der Institution:

Weil da in der [Stiftung Ahorn] darfst du nicht mit [Bewohnenden] in den Zimmern sein. Das ist so, weil das ist [von der Institutionsleitung] aus. [Von der Institutionsleitung], blöde [Institutionsleitung]. [Sie] sagt, darfst keinen Sex haben, darfst kein/ mit [einer Person] zusammen sein, darfst du nicht, das darfst du alles nicht. Darfst auch [keine:n Partner:in] haben da, [...] man darf da kein, keine Partnerschaft aufbauen, sonst muss man gehen (Kim, Interview 2, Absatz 191).

Die ablehnende Haltung der Mitarbeitenden erlebt Kim auch hinsichtlich der Beziehung mit dem Gegenüber. Kim würde die Beziehung mit dem Gegenüber gerne selbstbestimmter gestalten, doch die Mitarbeitenden verbieten dem Paar, beieinander zu übernachten:

Sie [die Mitarbeitenden der Einrichtung] haben einfach gesagt, ich darf nicht in [ihr oder sein] Zimmer gehen. Darf nicht in [ihrem oder seinem] Bett schlafen. Darf nicht mir [ihr oder ihm] zusammen sein. Und darf [sie oder ihn] nicht auf die Gruppe einladen. DARF NICHT. [Meine:n Freund:in] darf ich nicht einladen. Weil sonst, sonst tun sie wieder so dumm. Sonst meinen sie noch ich geh ins Zimmer und geh/ tu mich einschliessen. Und das will ich nicht. Und darum haben sie «Schiss». Ich verstehe es auch. Ich verstehe die Betreuer, dass sie Angst haben um mich. [...] Sonst passiert ja nochmals/ es gibt ein Kind und nachher, TSCHÜSS. Tschau, du kannst gehen. Und darum bin ich in einer [Stiftung Ahorn], dass dir nichts passiert» (Kim, 1. Treffen, Absatz 78).

Kim erzählt, dass auch eine medizinische Fachperson eine ablehnende Haltung gegenüber Partnerschaften der Bewohnenden einnehme. Aus der Sicht dieser Fachperson dürften die Bewohnenden der Stiftung keine Kinder zeugen oder haben. Wer diese Regel breche, müsse die Institution verlassen, sagt Kim (Kim, 1. Treffen). Anzunehmen ist, dass Kim deshalb die Strategie ergreift, ein Gegenüber des gleichen Geschlechts für eine Beziehung zu suchen (Kim, 1. Treffen). Denn Kim betont an anderer Stelle, sich nicht von Personen des gleichen Geschlechts sexuell angezogen zu fühlen (Kim, 2. Treffen), aber eine Person für Unternehmungen zu suchen (Kim, 1. Treffen).

Auch Chris erzählt von dem Verbot, Kinder in der Einrichtung zu haben: «Ja, das haben sie nicht gern. Da ist es verboten, Kinder zu haben, darfst du nicht» (Chris, 3. Treffen, Absatz 120). Womöglich dürfen die Bewohnenden deshalb die Zimmertür bei privaten Besuchen auf der Wohngruppe nicht schließen, vermutet Chris (Chris, 3. Treffen). Sascha, zum Zeitpunkt der Gespräche selbstständig wohnend, erklärt hingegen: «Also sie haben gesagt [ein:e Freund:in] darf man haben, aber eben einfach keine Kinder, solange man da arbeitet und wohnt. Viele haben ja einen Partner von da oder eine Partnerin, das darf man schon» (Sascha, 2. Treffen, Absatz 186). Die befragten Personen erzählen von unterschiedlichen Regeln in ihren Wohngruppen. Wie sie die Regeln auf einer Wohngruppe erleben, kann damit zusammenhängen, wie diese Regeln den Bewohnenden kommuniziert und umgesetzt werden. Die Art und Weise, wie die Regeln mitgeteilt und durchgesetzt werden und die Bewohnenden diese erleben, ist wiederum als intervenierende Bedingungen auf die Partnersuche zu verstehen.

Neben den Mitarbeitenden in der Einrichtung wirken auch die Mitbewohnenden und deren Partnerschaften als intervenierende Bedingung darauf ein, wie die Treffen mit einem Gegenüber geplant und erlebt werden. Denn an den Besuchswochenenden dürfen sich nicht alle Paare gleichzeitig in einer teilstrukturierten Wohngruppe aufhalten. Die Mitarbeitenden planen diese Wochenenden entsprechend (Chris, 3. Treffen), während in selbstständigen Wohngruppen nur die Mitbewohnenden über Besuch informiert werden müssen (Chris, 1. Treffen).

Daran anschliessend wirkt die Wahrnehmung der institutionellen Regeln als weitere intervenierende Bedingung. Genauer gesagt, ob die Bewohnenden die Regeln einer Institution als begründet erleben. Chris nahm eine Regel der eigenen Institution als willkürlich wahr. Es handelt sich um das Verbot, das Gegenüber am Wochenende sehen zu dürfen, da sonst zu viele Paare auf der Wohngruppe anwesend seien (Chris, Interview 3). Wie diese Regeln wahrgenommen werden, beeinflusst den Strategieeinsatz.

Auch die Haltung der Mitbewohnenden gegenüber Partnerschaften können als intervenierende Bedingung festgemacht werden. Personen, die auf teilstrukturierten Wohngruppen eine Beziehung führten, erlebten die Haltung der anderen Mitbewohnenden als positiv (Sascha, 1. Treffen). Diese Haltung der Mitbewohnenden beeinflusst auch, ob die Strategie ergriffen wird, jemanden über Mitbewohnende und Freund:innen in der Institution zu finden. Wenn dieses primäre soziale Netzwerk innerhalb der Institution in die Partnersuche involviert wird, kann dieses als unterstützend erlebt werden. Kaya beschreibt, dass für ein Treffen mit dem potenziellen Gegenüber eine Bewohnerin involviert wurde und dabei half, dieses Treffen zu ermöglichen (Kaya, 3. Treffen).

Kaya erzählt weiter, dass Treffen in der eigenen Institution nur an öffentlichen Orten innerhalb der Institution stattfinden können (Kaya, 3. Treffen). Deshalb wirkt auch das Wetter als intervenierende Bedingung ein auf die zur Verfügung stehenden Treffpunkte von Menschen in hochstrukturierten Wohnsituationen. Bei schönem Wetter erweitert sich der öffentliche Begegnungsraum (Kaya, 1. Treffen).

Die Gespräche mit Kaya zeigen, dass auch die Absicht des Treffens eine intervenierende Bedingung für die Wahl des Treffpunktes ist. Kaya unterscheidet das «normale» Kennenlernen vom intimen Kennenlernen einer Person, also sie zu berühren und mit ihr über private Themen wie Sexualität zu sprechen. Orte innerhalb der Institution eignen sich laut Kaya weniger gut, um jemanden «besser» respektive intim kennenzulernen (Kaya, 1. Treffen).

Für das geplante Treffen ist auch der Wohnort des Gegenübers eine intervenierende Bedingung, der die Gestaltung eines Treffens beeinflusst. Wie bereits beim zufälligen Begegnen aufgeführt, ist auch beim geplanten Treffen zu erwähnen, dass sich Chris und Sascha, die früher in einer teilstrukturierten Wohngruppe jeweils eine Partnerschaft führten, keine Beziehung mit einer Person derselben Wohngruppe wünschen. Beide Personen erlebten den ständigen, täglichen Kontakt als Belastung (Chris, 3. Treffen), was Sascha wie folgt begründet: «[A]ls wir länger zusammen gewesen sind, haben wir auch viel gestritten, weil wir uns immer gesehen haben. Beim Arbeiten, also beim Arbeiten nicht immer aber in den Pausen, über den Mittag, beim Wohnen. Wir hatten nie Abstand voneinander» (Sascha, 3. Treffen, Absatz 210). In einer Partnerschaft zu sein, welche durch die Strukturen der Institution nicht nur das zufällige Begegnen, sondern auch die geplanten Treffen vorgibt, wurde als Herausforderung erlebt. Folglich wirkt der Wohnort des Partners respektive der Partnerin als intervenierende Bedingung auf die Partnerwahl. Chris und Sascha wünschen sich ein Gegenüber, das nicht in der gleichen Wohngruppe wohnhaft ist. Saschas Gegenüber arbeitet aber in der gleichen Institution, was eine selbstbestimmte

Organisation von Treffen in der Mittagspause ermöglicht (Sascha, 1. Treffen). Chris wünscht sich ausdrücklich eine Person von ausserhalb, die man nicht jeden Tag sieht (Chris, 1. Treffen). Hingegen erlebte Kim die Partnerschaft mit dem Gegenüber auf der teilstrukturierten Wohngruppe als äusserst positiv (Kim, Interview 2) und wünscht sich dies auch wieder für die Zukunft. Folglich beeinflussen eigene Erfahrungen die zukünftige Wahl des Gegenübers.

Die befragten Personen in hochstrukturierten Wohnsituationen erleben ihre Freizeit als stark begrenzt. Kim schildert, dass kaum Zeit bleibt, um eine Person einer anderen Wohngruppe zu treffen: «Weil [sie] arbeitet in der [Stiftung Ahorn], aber ich habe zu wenig Zeit. Weil nach dem Arbeiten muss ich gleich auf die Wohngruppe und dann habe ich keine Zeit mehr für [diese Person]» (Kim, Interview 2, Absatz 146). Das erklärt möglicherweise den Wunsch, eine Beziehung mit einer Person derselben Wohngruppe zu führen. Folglich wirkt die zur Verfügung stehende Freizeit als intervenierende Bedingung auf den Wunsch, sich mit einer Person innerhalb oder ausserhalb der Einrichtung zu verabreden.

Personen in teilstrukturierten Wohnsituationen schildern die Strategie, Treffen ausserhalb und ohne Einfluss der Institution «heimlich» oder «versteckt» durchzuführen. Es ist möglich, dass die Mitarbeitenden über diese Treffen informiert waren und sie zulassen. Folglich ist der gewährleistete Freiraum – den die Mitarbeitenden bewusst oder unbewusst gewährleisteten – eine intervenierende Bedingung auf «heimliche» Treffpunkte. Die Strategie, «geheime» Treffpunkte zu wählen, steht dabei im Einklang mit dem Wunsch nach mehr Privatsphäre und weniger sozialer Kontrolle. Dieser Wunsch äussert Kim unter anderem: «Ich würde [mein Gegenüber] gerne wieder mal sehen. Aber da in der [Stiftung Ahorn] sieht immer jeder, dass ich mit jemandem zusammen bin. Das hab ich nicht gern. Möchte mal separat jemanden sehen.» (Kim, 1. Treffen, Absatz 120). Wenn mit «heimlichen» Treffen «verbotene» Treffen gemeint sind, so würden diese wohl weniger werden, wenn mehr Möglichkeiten für private Treffen innerhalb der Institution geschaffen würden. Der Mangel an Privatsphäre und Möglichkeiten, Intimität zu leben, ist als intervenierende Bedingung auf die Gestaltung der Treffen zu verstehen.

Dasselbe gilt auch für das Übernachten: In selbstständigen Wohngruppen müssen Bewohnende mit ihrer Bezugsperson besprechen, ob sie bei einer Person ausserhalb der Wohngruppe übernachten dürfen oder umgekehrt. Auch hier schränken die Regeln der Institution die Privatsphäre und Intimsphäre der Bewohnenden ein. Deshalb wählen die Bewohnenden die Strategie, mit dem Übernachten zu warten (Sascha, 3. Treffen). Könnten solche intimen, privaten Aspekte einer Beziehung auch innerhalb einer Institution gelebt werden, bedeutete dies einen grossen Schritt in die Richtung einer selbstbestimmten Sexualität.

(2) Ausserhalb, ohne Einfluss der Institution

Die Nutzung sozialer Medien kann eine Strategie sein, um Personen ausserhalb der eigenen Institution kennenzulernen. Für schüchterne Personen kann diese Strategie erleichternd sein (Sascha, 1. Treffen). Nicht alle Bewohnenden einer Institution können soziale Medien tatsächlich nutzen. Dass sich eine Person ein Gerät mit Internetzugang leisten kann und über die Fähigkeiten verfügt, ein solches Gerät zu bedienen, sind intervenierende Bedingungen für die Verwendung sozialer Medien. Eine weitere intervenierende Bedingung für die Nutzung sozialer Medien ist die Kompetenz, die Inhalte einer Plattform kritisch hinterfragen zu können: Chris nutzt – wie im vorangehenden Kapitel erwähnt – die sozialen Medien für die Partnersuche. Das erste Treffen organisiert Chris jeweils an einem öffentlichen Ort, denn möglicherweise stellt sich eine Person in den sozialen Medien anders dar, als sie in Wirklichkeit ist (Chris, 1. Treffen).

Als Chris und Sascha in einer teilstrukturierten Wohngruppe lebten, sahen sie ihre Partner:innen vor allem an den Wochenenden zu Hause (Chris, 1. Treffen; Sascha, 1. Treffen). Sie entwickelten die Strategie, Personen aus ihrem primären sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution in ihre Beziehungen zu involvieren. Diese Strategie wird durch die Haltung beeinflusst, welche die Personen aus dem primären sozialen Netzwerk gegenüber einer Partnerschaft einnehmen und ob sie diese akzeptieren. Die Haltung des primären sozialen Netzwerks kann als eine intervenierende Bedingung aufgefasst werden.

Im Kontrast dazu berichtet Kaya, das eigene primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution nicht in die Partnersuche miteinzubeziehen. Kaya verbringt ab und zu ein Wochenende bei einem Familienmitglied. Dort werde die Partnersuche nicht thematisiert (Kaya, 2. Treffen). Ob Kaya das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution nicht involviert, da Kayas Partnersuche in der eigenen Familie bisher kein Thema war oder weil einzelne Personen des Netzwerks bereits eine ablehnende Haltung gegenüber dem Thema zeigten, ist aus den Interviews nicht eindeutig zu entnehmen. Auch bleibt unklar, ob das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution Kaya unterstützen würde, wenn Kaya diese Personen aktiv involvierte. Allerdings möchte Kaya das eigene Netzwerk ausserhalb erst dann involvieren, wenn Kaya ein Gegenüber gefunden hat (Kaya, 3. Treffen).

Im Kontrast dazu berichten Personen, die wenig strukturiert respektive selbstständig leben, über mehr freie Zeit, die sie mit ihrem primären sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution verbringen können, als Personen, die hochstrukturiert leben. Diese Tatsache könnte ebenfalls eine Erklärung dafür sein, weshalb Kim und Kaya das primäre Netzwerk nicht in die Partnersuche einbeziehen: Möglicherweise wirken die Kontaktmöglichkeiten zum primären

sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution als intervenierende Bedingung darauf ein, ob das primäre Netzwerk in die Partnersuche involviert wird.

Möchten die Interviewten weder die Angestellten der Institution noch das primäre soziale Netzwerk in die Partnersuche involvieren, ist auch der Wohnort des Gegenübers relevant. Er wirkt als intervenierende Bedingung darauf ein, wie Treffen gestaltet werden. Bei Personen, die in teilstrukturierten Wohngruppen leben, ist die Freizeit auf zwei Stunden abends begrenzt, weshalb die örtliche Nähe sicherlich erleichternd ist für die privaten Treffen. Denn die finanziellen Mittel, um beispielsweise mit dem öffentlichen Verkehr zum Gegenüber nach Hause zu reisen, sind wiederum eine intervenierende Bedingung für die Strategie, ein Gegenüber zu treffen, das ausserhalb der Einrichtung wohnt (Chris, 1. Treffen).

Eine weitere intervenierende Bedingung, die auf die Strategie einwirkt, eine Person von ausserhalb zu wählen, ist die Haltung dieser Person gegenüber der Lebenssituation der Interviewten. Chris erzählt, auch schon Kontakte abgebrochen zu haben, da das Gegenüber die Wohnsituation ablehnte (Chris, 3. Treffen).

5.5.4 Konsequenzen

Personen, die in hochstrukturierten Wohngruppen (Profil 1) leben und eine Person von ausserhalb der Institution treffen möchten, sind abhängig von den Mitarbeitenden der Institution. Sie müssen den Mitarbeitenden ihren Wunsch nach einem Treffen mitteilen und diese entscheiden schliesslich darüber, ob ein solches stattfinden wird oder nicht. Eine Person an einem privaten Ort zu treffen ist nicht möglich und versteckte Treffen werden als zu riskant erlebt. Mitarbeitende der Institution sind auf dem gesamten Areal einer Institution verteilt, und wenn sie jemanden erwischen, sind die Folgen viel einschneidender als in früheren, teilstrukturierten Wohnsituationen:

Ja, dort [in der teilstrukturierten Wohngruppe] hat man einfach, wenn man Glück gehabt hat, ist man nicht, nicht gesehen worden und da, wenn man Pech gehabt hat/ ja, aber es hat ein kurzes Gespräch gegeben. Aber mehr ist nicht passiert. Da [in der hochstrukturierten Wohngruppe] passiert VIEL mehr, bei [dieser Institutionsleitung] (Kaya, 3. Treffen, Absatz 162).

Das Wissen über die Folgen, bei einem versteckten Treffen erwischt zu werden, führt bei den Bewohnenden zu vorsichtigem und regelkonformem Verhalten. Siesprechen ihre Treffen mit der Institutionsleitung sowie den Assistenzpersonen ab (Kaya, 3. Treffen). Personen in hochstrukturierten Wohngruppen können ihre Beziehung nur unter der Aufsicht der Institution gestalten. Das zeigt sich an den Antworten von Kaya und Kim auf die Frage nach gemeinsamen

Unternehmungen mit ihren Partner:innen: Sie nennen nur Aktivitäten innerhalb der Institution (Kaya, 1. Treffen). Kim hat bisher keine Treffen ausserhalb der Institution erlebt, wünscht sich aber solche (Kim, 1. Treffen).

Aus diesen Ausführungen lässt sich schlussfolgern, dass hochstrukturiert lebende Personen in einem grossen Abhängigkeitsverhältnis zur Institution und den Mitarbeitenden stehen. Ihr Handlungsspielraum ist innerhalb der Institution stark begrenzt und ausserhalb nicht vorhanden. Folglich orientiert sich die Partnersuche von Kim und Kaya an den Bewohnenden innerhalb der Institution. Zudem erhoffen sie sich, durch regelkonformes Verhalten intime und private Treffen erleben zu können.

Personen in teilstrukturierten Wohngruppen (Profil 2) schildern von geplanten Treffen, bei denen sich potenzielle Partner:innen, die nicht in der Institution leben, an den Regeln der Institution orientieren müssen. Das hat zur Folge, dass die Bewohnenden ihre Beziehung ausserhalb der Institution gestalten – mit der Strategie, das primäre soziale Netzwerk einzubeziehen und das Gegenüber an den Wochenenden zu Hause zu treffen. Die eigene Partnerschaft kann in den vorgegebenen Zeitfenstern selbstbestimmt und privat gestaltet werden. Ein Kennenlernen kann ausserhalb der Institution stattfinden, ohne die gesamte Wohngruppe einbeziehen zu müssen (Chris, 2. Treffen). Bewohnende und ihre Partner:innen können sich ausserhalb besuchen und bei einander übernachten, wenn sie ihr primäres soziales Netzwerk ausserhalb der Institution involvieren und von diesem unterstützt werden. Das Besuchen und Übernachten unterliegt dann nicht mehr der Kontrolle der Institution. Kann das primäre soziale Netzwerk in die Partnersuche einbezogen werden, wird eine Beziehung vor allem ausserhalb der Institution gestaltet. Ist dies nicht der Fall, finden private, intime Momente in der Institution versteckt statt – unabhängig davon, ob ein Gegenüber ausserhalb oder innerhalb der Institution lebt (Chris, Interview, 3. Treffen). So sind private Treffen möglich, die nicht durch die Institution kontrolliert werden (Kaya, 1. Treffen).

Daraus lässt sich schliessen, dass Sexualität für Personen in teilstrukturierten Wohngruppen nur unter bestimmten Bedingungen erlebbar ist. Zudem wird die Sexualität durch Drittpersonen mitbestimmt und kontrolliert. Personen in teilstrukturierten Wohngruppen bewegen sich zwischen Bevormundung und Unterstützung durch die Institution einerseits und andererseits durch das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution. In der Beziehung mit einer Person, die ausserhalb der Institution allein wohnt, kann auch der Kontrolle des primären Netzwerks entgangen werden. Eine solche Beziehung wünscht sich Chris, zum Zeitpunkt des Interviews selbstständig wohnend (Chris, 1. Treffen).

Personen in selbstständigen respektive wenig strukturierten Wohnsituationen (Profil 3) können ihre Freizeit auch während der Woche selbst organisieren. Der Wunsch, eine Beziehung selbst zu gestalten, sich dann zu treffen, wenn beide Lust dazu haben, unabhängig von der Institution, führt bei Chris und Sascha zur Konsequenz, nicht mit einer Person der gleichen Wohngruppe zusammen sein zu wollen (Chris, 3. Treffen; Sascha, 1. Treffen). Die Personen in selbstständigen Wohngruppen können ihr primäres soziales Netzwerk ausserhalb der Institution und ihre Partner:innen während der Woche treffen. Die Bedingung dafür ist, die anderen Mitbewohnenden zu informieren. Auch das Übernachten müssen sie mit der persönlichen Bezugsperson in der Institution besprechen. Das kann zur Strategie führen, die eigene Beziehung vermehrt ausserhalb der Institution zu gestalten oder mit dem Übernachten zu warten. Die befragten Personen in einer selbstständigen Wohngruppe wollen sich zunehmend von der Kontrolle der Institution lösen und streben nach mehr Unabhängigkeit. Dies zeigt sich in Saschas Wunsch nach einer eigenen gemeinsamen Wohnung mit dem Gegenüber und gemeinsamen Kindern (Sascha, 1. Treffen).

5.6 Partnersuche von institutionalisiert lebenden Menschen mit Lernschwierigkeiten

Im folgenden Unterkapitel wird die Forschungsfrage beantwortet. Dazu werden die Erkenntnisse aus den beiden untersuchten Schlüsselkategorien *zufälliges Begegnen* und *geplantes Treffen* aufgeführt. Es wurde festgestellt, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten, die institutionalisiert wohnen, die Partnersuche unterschiedlich erleben, und zwar abhängig vom Strukturierungsgrad ihrer Wohnsituation. Deshalb werden die Ergebnisse zuerst entlang der drei Profile der Typologie beschrieben. Die Ergebnisse werden durch drei Modelle illustriert. Zum Schluss wird ein Fazit zu den Erkenntnissen gezogen. Dieses Fazit und die drei Modelle werden in einem Synthesemodell dargestellt, das auch die Forschungsfrage beantwortet.

5.6.1 Profil 1 – hochstrukturierte Wohnsituation

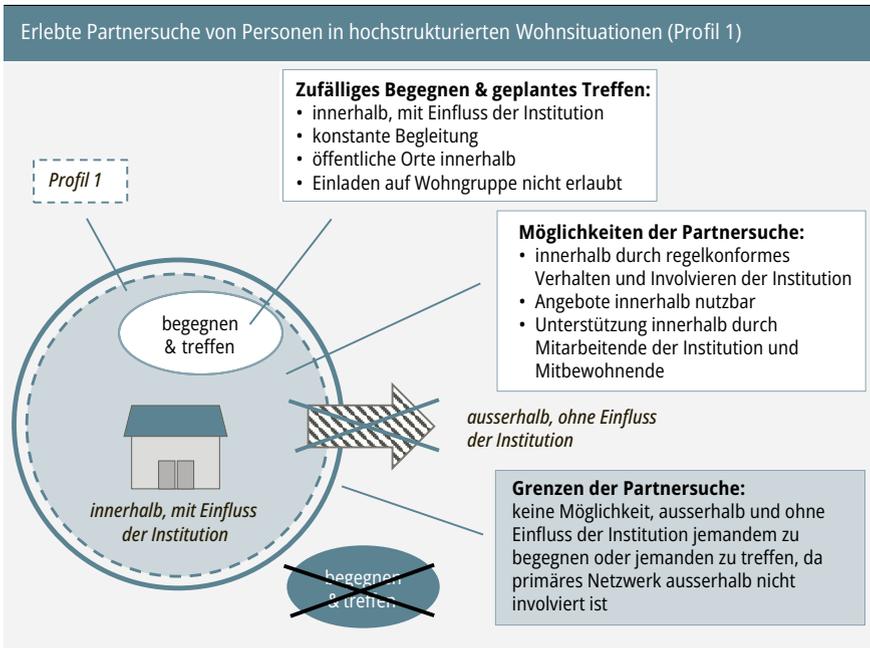
Personen des ersten Profils, die hochstrukturiert leben, befinden sich stets in Betreuungssituationen innerhalb und ausserhalb der Institution. Sie haben keine Möglichkeit, jemanden privat zu treffen, ohne dass die Mitarbeitenden der Institution involviert sind (z. B. Kim, 2. Treffen; Kaya, 3. Treffen). Der Wunsch nach Privatsphäre und intimen Treffen, wie er bei beiden interviewten Personen dieses Profils zu erkennen ist, stösst deshalb an seine Grenzen (Kim, 1. Treffen).

Kaya schätzt es als zu riskant ein, ohne Absprache mit den Mitarbeitenden der Institution ein Treffen zu vereinbaren (Kaya, 3. Treffen). Die Personen des ersten Profils befinden sich in einem Abhängigkeitsverhältnis zur Institution und sind auf die unterstützende Haltung und Einstellung der Assistenzpersonen sowie der Institutionsleitung angewiesen. Deshalb verhalten sie sich regelkonform (Kaya, 3. Treffen). Durch dieses Verhalten erhoffen sie sich, bei der Partnersuche innerhalb der Institution unterstützt zu werden. Kaya zieht es in Betracht, Unterstützung durch die Institutionsleitung anzunehmen, um jemanden privat zu treffen (Kaya, 3. Treffen). Kim berichtet von fehlender Unterstützung bei der Organisation geplanter Treffen durch die Betreuenden (Kim, 1. Treffen).

Weder Kaya noch Kim verfolgen die Strategie, ihr primäres soziales Netzwerk ausserhalb der Institution zu involvieren, um ausserhalb der Institution jemanden kennenzulernen. Im nachfolgenden Modell ist dieser Umstand mit einem durchgestrichenen Pfeil abgebildet (vgl. Abb. 15). Die Partnersuche bleibt auf den Kontext der Institution begrenzt. Dies steht möglicherweise in Zusammenhang mit den Regeln hochstrukturierter Wohngruppen, die nur geringe Kontaktmöglichkeiten mit dem primären sozialen Netzwerk ermöglichen. Ihre Begegnungsmöglichkeiten und Treffpunkte hinsichtlich der Partnersuche gehen demzufolge nicht über die Institutionsgrenzen hinaus. Das wird durch den gestrichelten Kreis (Profil 1) dargestellt, der sich innerhalb des durchzogenen Kreises (Institution) befindet. Kaya nennt Orte innerhalb der Institution als Möglichkeit, um eine Person besser kennenzulernen (Kaya, 1. Treffen). Kim und Kaya berichten beide von gleichgeschlechtlichen Personen innerhalb ihrer Institution, mit denen sie sich eine Beziehung vorstellen könnten. Kim sucht eine Person, die in einer Aussenwohngruppe der Institution lebt. Kim möchte mit dieser Person Aktivitäten in der Freizeit erleben, hat aber kein Bedürfnis nach genitalsexueller Befriedigung (Kim, 2. Treffen). Dahingegen wünscht sich Kaya in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung auch genitalsexuelle Erlebnisse (Kaya, 3. Treffen).

Die Angebote der Institution scheinen aber nicht über Begegnungsmöglichkeiten hinauszugehen. Ihre Wünsche nach privaten, intimen Begegnungen und Treffen können Personen des ersten Profils nicht realisieren.

Abbildung 15: Erlebte Partnersuche von Personen in hochstrukturierten Wohnsituationen (Profil 1)



5.6.2 Profil 2 – teilstrukturierte Wohnsituation

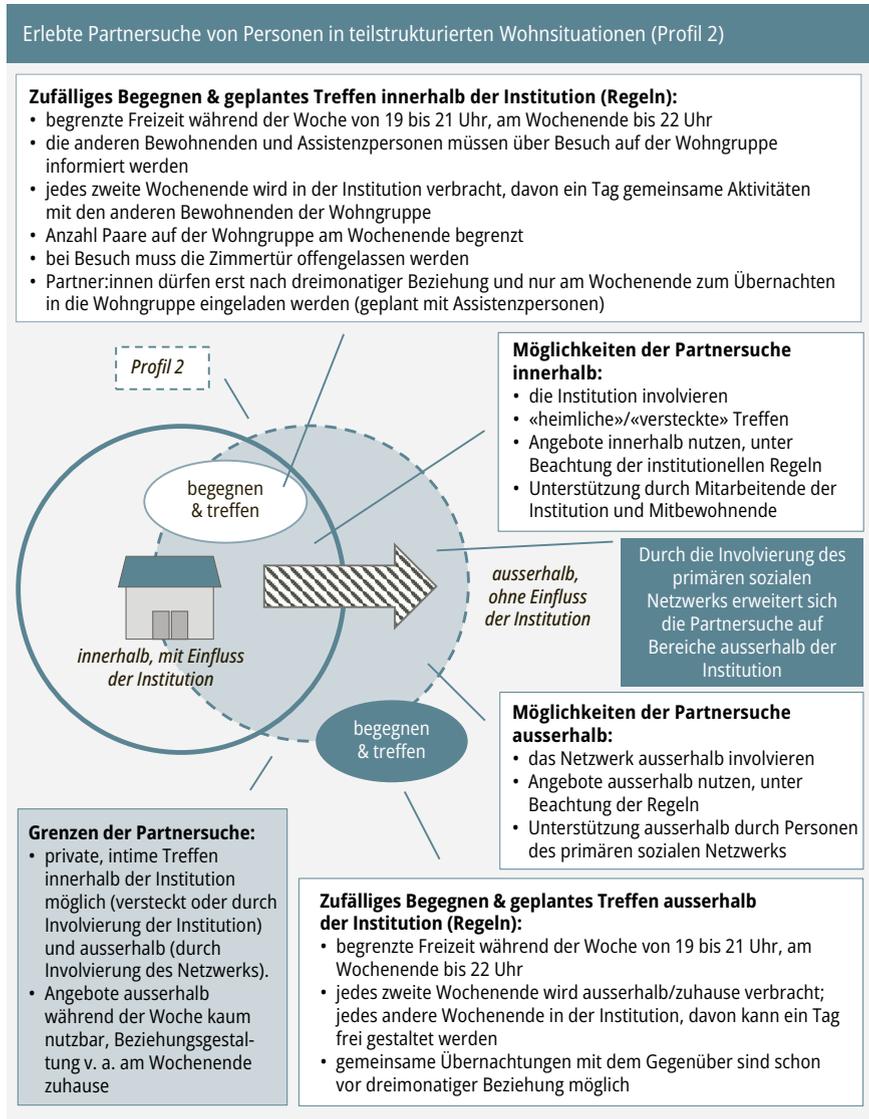
Wie erleben Personen in teilstrukturierten Wohnsituationen die Partnersuche? Die Ergebnisse zeigen, dass zufällige Begegnungen und geplante Treffen nicht nur innerhalb der Institutionen, sondern auch ausserhalb möglich sind. Letzteres dann, wenn das primäre soziale Netzwerk involviert ist und beispielsweise Familienmitglieder eine Person bei der Suche unterstützen (Chris, 2. Treffen). Der gestrichelte Kreis (Profil 2) befindet sich ungefähr zu gleichen Anteilen innerhalb und ausserhalb der Institution (vgl. Abb. 16). Die Kontaktmöglichkeiten mit dem primären sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution sind grösser als bei Personen des ersten Profils, nämlich zu bestimmten Zeiten während der Woche und an den Wochenenden (Chris, 3. Treffen). Wird dieses primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution in die Partnersuche involviert, werden Begegnungsmöglichkeiten erweitert und Treffen finden überwiegend an den Wochenenden zu Hause statt (Sascha, 1. Treffen). Der gestrichelte Pfeil, der auf den Bereich ausserhalb der Institution zeigt, weist auf ebendiese Strategie hin: Durch die Involvierung des primären Netzwerks ausserhalb der Institution können manche Regeln der teilstrukturierten Wohngruppe umgangen werden. Zum

Beispiel können Paare schon früher beieinander übernachten und müssen nicht drei Monate lang warten. Dadurch wird es den Bewohnenden möglich, Privatsphäre und Intimität in ihrer Beziehung zu leben (Chris, 1. Treffen).

Eine andere Strategie besteht darin, mit einer Person derselben teilstrukturierten Wohngruppe zusammen zu sein. So können die Partner:innen die freie Zeit während der Woche von sieben bis neun Uhr abends gemeinsam verbringen. Die Möglichkeit, beieinander zu übernachten, bleibt aber auf die Wochenenden beschränkt, auch wenn beide Personen der gleichen Wohngruppe angehören (Sascha, 2. Treffen). Um diese institutionell gesetzten Grenzen der Partnersuche zu umgehen, gibt es versteckte Treffen innerhalb der Institution ohne Einbezug der Mitarbeitenden der Institution (Chris, 3. Treffen).

Personen in teilstrukturierten Wohnsituationen bewegen sich bei der Partnersuche zwischen der Institution und dem primären sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution, sofern dieses involviert ist. Diese Personen sind einerseits auf die Mitarbeitenden der Institution angewiesen, die darüber bestimmen, wer das Wochenende in der Wohngemeinschaft mit dem Gegenüber verbringen kann (Chris, 3. Treffen). Andererseits sind sie von ihrem primären sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution und seiner Unterstützung abhängig, um an den Wochenenden zu Hause die Partnersuche respektive die eigene Beziehung gestalten zu können. Somit erleben sie die Partnersuche zwischen den beiden Polen innerhalb und ausserhalb der Institution.

Abbildung 16: Erlebte Partnersuche von Personen in teilstrukturierten Wohnsituationen (Profil 2)

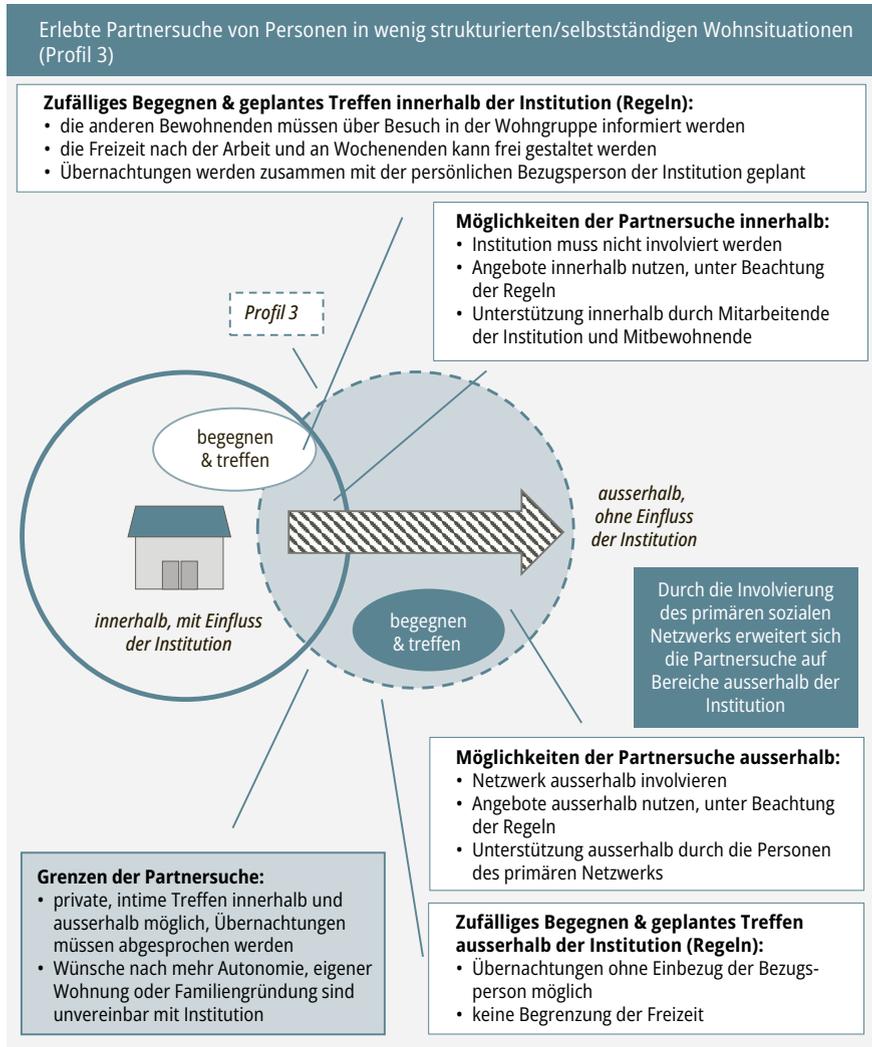


5.6.3 Profil 3 – wenig strukturierte/selbstständige Wohnsituation

Personen des dritten Profils, die selbstständig leben, beschreiben verschiedene Begegnungsmöglichkeiten und Treffpunkte innerhalb und ausserhalb der Institution (Sascha, 2. Treffen; Chris, 1. Treffen). Private und intime Treffen können ausserhalb oder innerhalb der Institution stattfinden. In beiden Fällen müssen die anderen Mitbewohnenden informiert werden (Sascha, 3. Treffen; Chris, 2. Treffen). Bewohnende dürfen ausserhalb der Institution übernachten oder eine Person zum Übernachten in die Wohngruppe einladen. Auch in diesem Fall müssen die anderen Bewohnenden darüber informiert werden. Die Übernachtung wird mit der Bezugsperson der Institution besprochen und geplant (Sascha, 2. Treffen). Das zufällige Begegnen und das geplante Treffen finden mehrheitlich ausserhalb statt, unter Einbezug des primären sozialen Netzwerks ausserhalb der Institution. Der gestrichelte Kreis (Profil 3) weist nur noch eine kleine Schnittmenge mit der Institution auf (vgl. Abb. 17). Der gestrichelte Pfeil verweist auch hier auf die Strategie, das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution in die Partnersuche zu involvieren und so Begegnungsmöglichkeiten und Treffpunkte zu erweitern. Die wenig strukturierte Wohnsituation ermöglicht es, dass ihre Bewohnenden mehr Kontakt mit den Personen ihres primären sozialen Netzwerks ausserhalb der Institution haben als Personen aus teilstrukturierten Wohnsituationen.

Sascha, in einer selbstständigen Wohnsituation lebend, möchte sich von den Regeln der Institution lösen und selbstbestimmt über die Partnersuche und Beziehungsgestaltung entscheiden. Sascha plant, die Institution bald zu verlassen, um mit dem Gegenüber, das ausserhalb der Institution lebt, zusammenzuziehen und eine Familie zu gründen (Sascha, 2. Treffen). Chris, ebenfalls in einer selbstständigen Wohnsituation lebend, wünscht sich ein Gegenüber ausserhalb der Institution, das selbstständig in einer eigenen Wohnung lebt (Chris, 1. Treffen). Wie bei Sascha könnte dieser Wunsch damit verbunden sein, die eigene Beziehung unabhängiger von der Institution und dem primären sozialen Netzwerk zu gestalten.

Abbildung 17: Erlebte Partnersuche von Personen in wenig strukturierten/ selbstständigen Wohnsituationen (Profil 3)



5.6.4 Fazit

Das nachfolgende Synthesemodell (vgl. Abb. 18) fasst die Ergebnisse dieser Untersuchung zusammen und beantwortet die Forschungsfrage: Wie erleben Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen die Partnersuche?

Das Synthesemodell zeigt, dass sich die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen in einem Spannungsfeld befindet. Auf der einen Seite stehen die individuellen Bedürfnisse, Wünsche und Vorstellungen der Personen mit Lernschwierigkeiten (bezeichnet als «Ausgangslage») und auf der anderen Seite die Bedingungen in den jeweiligen Institutionen und Wohngruppen (bezeichnet als «Rahmenbedingungen»). Diese beiden Faktoren beeinflussen, wie Personen im institutionellen Kontext die Partnersuche erleben.

Dieses Erleben lässt sich beschreiben anhand der Schlüsselkategorien *zufälliges Begegnen* und *geplantes Treffen*, die aus den Daten herausgearbeitet wurden. Die Analyse weist darauf hin, dass sich das Erleben der Partnersuche abhängig von den Bedingungen der jeweiligen Wohnsituation unterscheidet. Basierend auf dieser Erkenntnis wurde eine Typologie zum Strukturierungsgrad der Wohnsituation entwickelt: Je nach Strukturierungsgrad der Wohngruppe erleben die interviewten Personen unterschiedliche Möglichkeiten, Grenzen, Herausforderungen, Unterstützungsformen und Angebote bei der Partnersuche. Diese unterschiedlichen Dimensionen werden in den einzelnen Profilen detailliert aufgeführt und sind in den drei Modellen dargestellt (vgl. Abb. 15, Abb. 16, Abb. 17).

Zusammenfassend tragen zwei Erkenntnisse zur Theoriebildung über die Partnersuche im institutionellen Kontext bei. Erstens wird die Partnersuche anhand des zufälligen Begegnens und des geplanten Treffens erlebt. Zweitens unterscheidet sich dieses Erleben der Partnersuche abhängig vom Strukturierungsgrad der Wohnsituation, was in der entwickelten Typologie dargelegt wurde. In der Verknüpfung dieser beiden Erkenntnisse wurden das zufällige Begegnen und das geplante Treffen mittels der Typologie differenziert beschrieben und Erkenntnisse zur Partnersuche im institutionellen Kontext abgeleitet.

Eine weitere zentrale Erkenntnis ist, dass hochstrukturiert lebende Personen (Profil 1) keine Möglichkeiten haben, einer Person ausserhalb der Institution zufällig zu begegnen oder sie geplant zu treffen. Es sind stets Absprachen mit den Mitarbeitenden der Institution erforderlich. Da die Vorgaben der Institution auch den Kontakt mit dem primären sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution stark begrenzen, kann angenommen werden, dass dieses auch nicht in die Partnersuche involviert ist. Im Gegensatz dazu involvierten die beiden Personen, die zum Zeitpunkt der Gespräche selbstständig leben, ihr

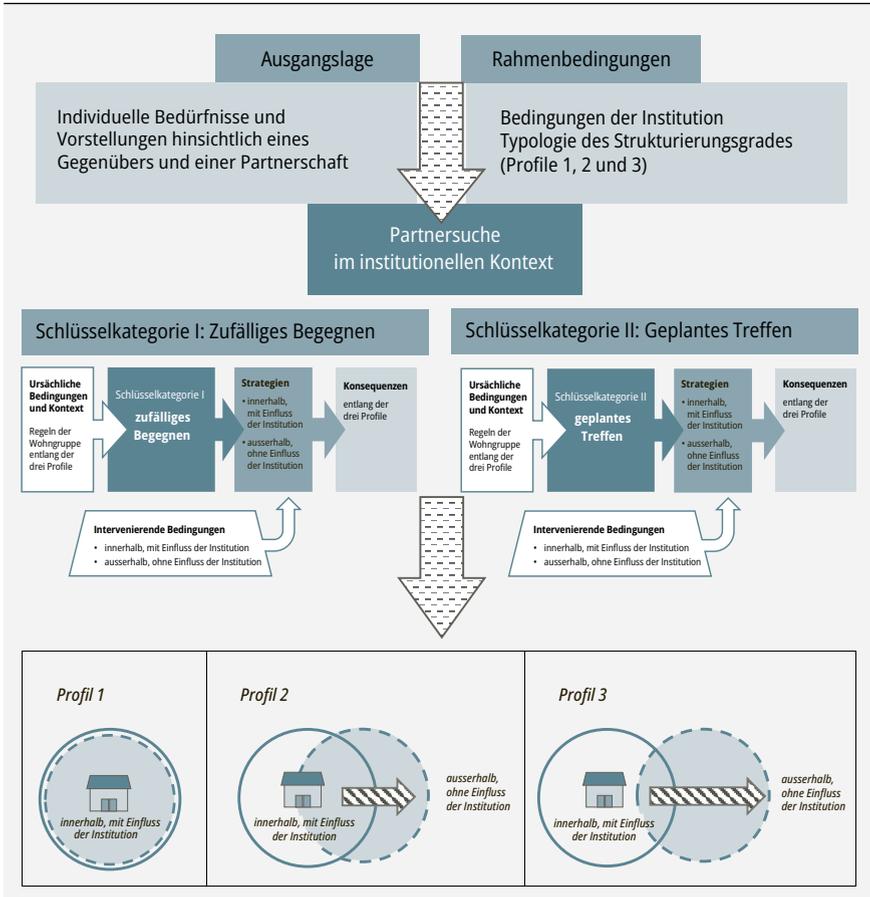
primäres Netzwerk bereits in ihre Partnersuche, als sie noch in einer teilstrukturierten Wohngruppe lebten. Die beiden Personen, die hochstrukturiert leben, berichten nicht davon, ihr primäres Netzwerk ausserhalb der Institution in die Partnersuche involviert zu haben während ihrer Zeit in einer teilstrukturierten Wohngruppe. Demzufolge bestehen nebst den Kontaktmöglichkeiten, welche durch den Strukturierungsgrad der Wohnsituation beeinflusst sind, noch weitere Faktoren, welche die Involvierung des primären Netzwerks bedingen. Die Involvierung des primären sozialen Netzwerks ausserhalb der Institution ist als zentrale Einflussgrösse auf die Erweiterung der Möglichkeiten bei der Partnersuche aufzufassen.

Eine weitere wichtige Erkenntnis betrifft private Treffen und die Involvierung von Drittpersonen. Für Personen des ersten Profils ist es nicht möglich, ein privates, intimes Treffen ohne Einbezug der Institution zu planen. Aus diesem Grund ist es eine wichtige Strategie, Mitarbeitende in die Gestaltung der Beziehung einzubeziehen. Jedoch garantiert dies kein privates Treffen mit dem Gegenüber. Versteckte Treffen sind für Personen des ersten Profils keine Option, da sie stets durch Mitarbeitende der Institution begleitet werden. Zudem können Regelbrüche einschneidende Konsequenzen nach sich ziehen.

Für Personen in teilstrukturierten Wohngruppen (Profil 2) sind intime, private Treffen im Sinne von «versteckten» Verabredungen die einzige Möglichkeit, jemanden zu treffen, ohne dass die Institution oder das primäre soziale Netzwerk involviert werden muss.

Personen in wenig strukturierten Wohnsituationen (Profil 3) können private Treffen selbstständig und ohne Drittpersonen realisieren. Insbesondere, wenn das Gegenüber allein und ausserhalb der Institution wohnt. Jedoch müssen die Mitbewohnenden derselben Wohngruppe über ein Treffen informiert werden. Möchte ein Paar gemeinsam übernachten, müssen institutionelle Bezugspersonen in die Planung miteinbezogen werden.

Abbildung 18: Synthesemodell zur Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen



Die Möglichkeiten, Unterstützungsformen, Angebote, Herausforderungen und Grenzen der Partnersuche erlebten die vier Personen je nach Strukturierungsgrad der jeweiligen Wohnsituation unterschiedlich. Aus ihren Antworten können die folgenden vorläufigen Hypothesen abgeleitet werden:

1. Je höher der Strukturierungsgrad der Wohnsituation,
 - ...desto geringer sind die Kontaktmöglichkeiten mit dem primären sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution.
 - ...desto geringer sind die Möglichkeiten, das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution in die Partnersuche zu involvieren.

2. Je weniger aber das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution in die Partnersuche involviert wird,
 - ...desto geringer sind die Unterstützungsmöglichkeiten des primären sozialen Netzwerks ausserhalb der Institution bei der Partnersuche.
 - ...desto geringer sind die Möglichkeiten des zufälligen Begegnens und des geplanten Treffens ausserhalb der Institution.
 - ...desto geringer sind die Möglichkeiten, ein Gegenüber ausserhalb der Institution zu finden.
3. Je höher der Strukturierungsgrad der Wohnsituation,
 - ...desto geringer sind die Möglichkeiten, private, intime Treffen mit dem Gegenüber zu planen, ohne dass Drittpersonen innerhalb oder ausserhalb der Institution involviert werden müssen.

Diese Hypothesen gelten als Ergebnis der vorliegenden Studie und sind als vorläufig zu verstehen. Sie bedürfen weiterer empirischer Prüfung und Verfeinerung.

6 Diskussion

In diesem Kapitel werden in einem ersten Schritt die Ergebnisse der Studie zusammengefasst und in Bezug gesetzt zum theoretischen und empirischen Hintergrund. In einem zweiten Schritt wird der Forschungsprozess reflektiert anhand der Aspekte einer ethisch-verantwortungsvollen Forschung (Buchner, 2008; Keeley, 2015; von Unger, 2018) und der Gütekriterien qualitativer Sozialforschung (Steinke, 2000; Flick, 2020). Dabei werden auch die Grenzen dieser Studie aufgezeigt. Abschliessend werden ein Fazit und ein Ausblick formuliert.

6.1 Ergebnisdiskussion

In der vorliegenden Publikation wird untersucht, wie Menschen mit Lernschwierigkeiten die Partnersuche in institutionellen Wohnformen erleben, und zwar anhand der folgenden Forschungsfrage: Wie erleben institutionalisiert lebende Menschen mit Lernschwierigkeiten die Suche nach Partner:innen? Um dieser Frage nachzugehen, wurden narrative Interviews nach Rosenthal (2015) durchgeführt. Anschliessend wurden die gewonnenen Daten ausgewertet anhand der Grounded Theory Methodologie nach Strauss und Corbin (1996). Im Zentrum der Untersuchung standen die subjektiven Sichtweisen von vier Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen. Die Ergebnisse zeigen, wie sie die Partnersuche erleben. Aus den Ergebnissen konnte eine in den Daten verankerte Theorie zur Partnersuche im institutionellen Kontext entwickelt werden.

6.1.1 Partnersuche und Strukturierungsgrad der Wohnsituation

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass die vier interviewten Personen die eigene Partnersuche in einem Spannungsfeld verorten. Ihre individuellen Bedürfnisse an und Vorstellungen von einem Gegenüber und einer Beziehung (Ausgangslage) stehen den Bedingungen und Regeln der Institution und Wohngruppe (Rahmenbedingungen) gegenüber. Dieses Spannungsfeld ist in der Abbildung 18 dargestellt, im Synthesemodell zur Partnersuche.

Die Studie zeigt zudem, dass das zufällige Begegnen und das geplante Treffen wichtig sind in der Suche nach einem Gegenüber. Diese beiden Kategorien können

deshalb als Schlüsselkategorien der Partnersuche identifiziert werden. An ihnen zeigt sich das oben beschriebene Spannungsfeld bei der Partnersuche zwischen der persönlichen Ausgangslage und den institutionellen Rahmenbedingungen. Zudem wird anhand der beiden Schlüsselkategorien aufgezeigt, dass die Personen die Suche nach einem Gegenüber unterschiedlich erleben, abhängig vom Strukturierungsgrad ihrer jeweiligen Wohnsituation. Die Erkenntnis, dass die Interviewten die Partnersuche je nach Strukturierungsgrad der eigenen Wohnsituation anders wahrnehmen, ermöglicht es, eine Typenbildung nach diesen erlebten institutionellen Wohnformen vorzunehmen (Kluge, 2000). Das Ergebnis der Typenbildung sind drei Profile von erlebten Wohnsituationen: hochstrukturiert (Profil 1), teilstrukturiert (Profil 2) und wenig strukturiert respektive selbstständig (Profil 3). Der Strukturierungsgrad der Wohnsituation beeinflusst, welche Möglichkeiten, Unterstützungsformen, Angebote, Herausforderungen und Grenzen die vier befragten Personen bei der Partnersuche erleben. So lässt sich festhalten: Je stärker eine Wohnsituation strukturiert ist, desto geringer sind die Kontaktmöglichkeiten und desto weniger involviert in die Partnersuche ist das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution. Und umso weniger involviert das primäre soziale Netzwerk in die Partnersuche ist, desto geringer fallen die Möglichkeiten aus, eine Person ausserhalb der Institution kennenzulernen oder zu treffen. Daraus folgt, dass Personen, die in einer hochstrukturierten Wohnsituation leben, sich mehr oder weniger darauf einstellen müssen, ein Gegenüber in der eigenen Institution oder Wohngruppe zu suchen.

Eine weitere Erkenntnis ist schliesslich, dass der Strukturierungsgrad der Wohnsituation beeinflusst, inwiefern private, intime Treffen möglich sind. Je stärker strukturiert die Wohnsituation ist, desto geringer sind die Möglichkeiten eines privaten, intimen Treffens, ohne dass die Institution oder das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution involviert werden muss. Dahingegen können selbstständig lebende Personen private und intime Treffen realisieren, ohne Drittpersonen einzubeziehen. Bei Personen, die teilstrukturiert leben, sind solche Treffen innerhalb der Institution möglich, aber nur als «versteckte» Treffen. Zudem können sie sich ausserhalb der Institution und ohne das primäre soziale Netzwerk zu involvieren verabreden, wenn ihr Gegenüber ausserhalb der Institution wohnt.

6.1.2 Vorstellungen von Partner:innen und Beziehungen

Die Ergebnisse der Studie bestätigen, dass die Vorstellungen von Partner:innen und Beziehungen sowie die damit verbundenen sexuellen Bedürfnisse je nach Person unterschiedlich sind. Diese Erkenntnis geht einher mit früheren Studienergebnissen, die aufzeigen, dass der Wunsch nach einem Gegenüber an vielfältige Bedürfnisse geknüpft ist (vgl. Kap. 3.1.1). Diese vielfältigen Bedürfnisse

entsprechen zudem einem breiten Verständnis von Sexualität, Beziehung und Partner:innen, wie es Ortland (2020), Sielert (2015) und Sporken (1974) vertreten. Eine der vier interviewten Personen, Chris, sucht eine andersgeschlechtliche Person, die ausserhalb der Institution lebt, um mit ihr eine Beziehung zu führen. Zwei andere Personen, Kaya und Kim, sind auf der Suche einer Partnerschaft mit einem gleichgeschlechtlichen Gegenüber. Kaya möchte mit der gesuchten Person, die innerhalb der Institution leben soll, eine Beziehung führen und in dieser auch genitalsexuelle Bedürfnisse befriedigen. Dahingegen sucht Kim jemanden ausserhalb der Institution für gemeinsame Unternehmungen. Kim führt gleichzeitig eine Beziehung mit einer andersgeschlechtlichen Person innerhalb der Institution.

In der vorliegenden Untersuchung lässt sich ein Ergebnis aus der Studie von Fegert et al. (2006) wiederfinden: Die befragten Personen pflegen weitere emotionale Beziehungen mit Personen ausserhalb der Partnerschaft. In diesem Zusammenhang beschreiben Fegert et al. (2006) die Schwierigkeit, zwischen Freundschaften und Partnerschaften zu differenzieren. Fegert et al. versuchen, diese Unterscheidung vorzunehmen anhand des Kriteriums, ob in der Beziehung Genitalsexualität gelebt wird oder nicht. Mit dem breiten Verständnis von Sexualität nach Ortland (2020), Sielert (2015) und Sporken (1974) wird aber verdeutlicht, dass diese Unterscheidung irrelevant ist. Denn eine Partnerschaft beinhaltet nicht per Definition genitalsexuelle Aktivitäten, geschweige denn ist sie darauf zu reduzieren. In einer Partnerschaft können zum Beispiel ausschliesslich sexuelle Bedürfnisse ausgelebt werden, die sich gemäss Sporken (1974) im äusseren und mittleren Bereich befinden (vgl. Kap. 2.2.2). Folglich können sexuelle Bedürfnisse – einem breiten Verständnis zufolge – auch in einer Freundschaft erfüllt werden.

Weiterführend fällt auf, dass die vier interviewten Personen sexuelle Bedürfnisse überwiegend im Kontext einer monogamen Zweierbeziehung thematisieren, womit gesellschaftliche Normvorstellungen bedient werden. Diese Beobachtung zeigt sich ebenfalls sowohl in den Lebensgeschichten nach Hedderich et al. (2015) als auch in der Studie nach Fegert et al. (2006). Eine Erklärung dazu liefert Rock (2001) mit der «Spannung von Autonomie und Anpassung an gesellschaftliche Normalitätsstandards» (S. 158). Diese verlangt besonders von Menschen mit Lernschwierigkeiten soziale Unauffälligkeit und Orientierung an gesellschaftlichen Normen.

6.1.3 Einfluss der institutionellen Regeln

Das Spannungsfeld zwischen der persönlichen Ausgangslage und den institutionellen Rahmenbedingungen deckt sich mit den gegensätzlichen Funktionen von Institutionen, die in der Literatur beschrieben werden (Theunissen, 2010). Institutionen sollen einerseits Sicherheit, Ordnung und Stabilität gewährleisten,

was in der Abbildung 18 den institutionellen Rahmenbedingungen entspricht. Andererseits sollen sie Individualität ermöglichen, was sich verbinden lässt mit der persönlichen Ausgangslage der Bewohnenden bezüglich der Partnersuche. Bezogen auf das Paradigma der Selbstbestimmung «Von der Betreuung zur Assistenz» (Walter, 2016, S. 435) besteht die Aufgabe von Institutionen zudem darin, eine «Entwicklung in grösstmöglicher Unabhängigkeit von Fremdbestimmung» (Schuppener, 2022, S. 110) zu gewährleisten. Institutionen sollen Handlungs- und Lebensmöglichkeiten eröffnen (Theunissen, 2010), um allen Menschen sexuelle Selbstbestimmung zu ermöglichen. Denn das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung steht allen Menschen zu, unabhängig ihrer individuellen Lebensvoraussetzungen (AEMR). In der Praxis äussert sich dieses Spannungsfeld folgendermassen: Die Institutionen sollen sicherstellen, dass die Bewohnenden mit Lernschwierigkeiten ihre Sexualität selbstbestimmt leben können. Gleichzeitig müssen sie ihnen gegenüber eine Schutzfunktion wahrnehmen (INSOS Schweiz & SEXUELLE GESUNDHEIT Schweiz, 2017).

Das Spannungsfeld ist für alle drei Profile der unterschiedlich strukturierten Wohnsituationen festzustellen. Allerdings grenzen die institutionellen Rahmenbedingungen die Bedürfnisse von hochstrukturiert lebenden Personen (Profil 1) in der Partnersuche stärker ein als von teilstrukturiert (Profil 2) oder wenig strukturiert lebenden Personen (Profil 3). Denn je nach Strukturierungsgrad bestehen andere Regeln für die Bewohnenden, die das Erleben der Partnersuche massgeblich beeinflussen. Personen des ersten Profils beschreiben, dass sie «nichts alleine machen» dürfen und immer kontrolliert werden (Kim, 2. Treffen, Absatz 108). Während der Woche gibt die Institution den Tagesablauf vor. Dieser lässt keine Zeit, um Kontakte mit Personen anderer Wohngruppen zu pflegen, geschweige denn mit Personen ausserhalb der Einrichtung (Kim, 2. Treffen). Die immerwährende Anwesenheit der Mitarbeitenden der Institution führt dazu, dass sich die Bewohnenden mehr Privatsphäre wünschen. Eine der befragten Personen ärgert sich darüber, dass sie die Betreuenden und die Mitbewohnenden über private Treffen informieren muss (Kim, 1. Treffen). Sowohl der Mangel an Privat- und Intimsphäre als auch die fehlenden Kontaktmöglichkeiten, die isolierend wirken, decken sich mit diversen Studienergebnissen (Kunz, 2016; Ortland, 2016; BMFSFJ, 2012; Fegert et al., 2006). Neu hingegen ist die Erkenntnis, dass der Strukturierungsgrad der Wohnsituation beeinflusst, wie die Bewohnenden die Partnersuche erleben.

Bei Personen des ersten Profils sind die Handlungsmöglichkeiten bei der Partnersuche stark eingeschränkt. Es ist für eine hochstrukturiert lebende Person weder möglich, jemanden in der Institution privat zu treffen (Kim, 1. Treffen; Kaya, 3. Treffen), noch das Gegenüber in die Wohngruppe einzuladen oder

bei ihm zu übernachten (Kim, 1. Treffen). Begründet wird diese starke Einschränkung einer selbstbestimmten Sexualität mit der Schutz-, der Sicherheits- und der Ordnungsfunktion der Institution (Theunissen, 2010). In einzelnen älteren Literaturquellen wird explizit auf die Besorgnis der Mitarbeitenden hingewiesen, dass die Bewohnenden ein Kind zeugen könnten und deswegen die Institution verlassen müssten (Hähner, 2013; Dreblow, 1999). Diese Besorgnis scheint auch heute noch präsent zu sein. Rock (2001) beschreibt das Handeln der Mitarbeitenden der Institution im Spannungsfeld von «Autonomie und Fürsorge» (S. 151): Sie schränken die Autonomie der Bewohnenden ein, weil sie sich um ihr Wohlbefinden sorgen. Diese Sorge der Mitarbeitenden erleben auch die interviewten Personen. Sie kann als Erklärungsmuster interpretiert werden für die institutionell beschränkten Möglichkeiten in der Partnersuche. Zum Beispiel darf Kim das Gegenüber nicht in die eigene Wohngruppe einladen. Die Mitarbeitenden der Wohngruppe befürchten, dass Kim ein Kind zeugen könnte, was den Ausschluss aus der Institution bedeuten würde. Kim äussert Verständnis für die Ängste der Assistenzpersonen und betont, dass Menschen in einer Stiftung leben, damit ihnen nichts passiert (Kim, 1. Treffen). Auch Personen des selbstständigen Wohnprofils (Profil 3) weisen auf die Verantwortung der Mitarbeitenden ihnen gegenüber hin. Chris erzählt von der Begegnung mit einer Person in den sozialen Medien und wie die Mitarbeitenden der Institution Chris daraufhin zur Vorsicht ermahnt haben. Chris kann das Verhalten der Betreuungspersonen nachvollziehen und erklärt: «Sie sollen mir helfen. Sie sind für mich zuständig, ich bin/sind sie, die auf mich aufpassen müssen» (Chris, 1. Treffen). Als Chris noch in einer teilstrukturierten Wohngruppe (Profil 2) lebte, haben die Mitarbeitenden der damaligen Institution den Bewohnenden wiederholt verboten, ihre sexuellen Bedürfnisse auszuleben. Dieses Verbot verbindet Chris wiederum mit der Angst der Institution, dass ein Kind gezeugt werden könnte und somit mit der Schutzfunktion der Institution (Chris, 1. Treffen; Chris, 3. Treffen). Wenn eine Institution den Bewohnenden aus diesen Gründen verbietet, ihre sexuellen Wünsche auszuleben, signalisiert sie damit, dass in einer Partnerschaft mit einer andersgeschlechtlichen Person stets das Risiko des Ausschlusses besteht, da ein Kind gezeugt werden könnte. Das befeuert Ängste und Unsicherheiten gegenüber der Auseinandersetzung mit Sexualität und reduziert die Partnerschaft und die Bedürfnisse darin auf genitalsexuelle Aktivitäten. Für die Institutionen scheint es somit unbedeutend zu sein, welche Bedürfnisse ein Paar in seiner Beziehung befriedigen möchte respektive ob ein Paar überhaupt genitalsexuelle Bedürfnisse hat.

Eine Person des ersten Profils (Kim, 1. Treffen) erzählt, dass es in der eigenen Institution verboten ist, Partner:innen des anderen Geschlechts auf die

eigene Wohngruppe einzuladen. Da es schwierig sei, eine andersgeschlechtliche Person zu treffen, wünscht sich Kim, eine gleichgeschlechtliche Person zu treffen (Kim, 1. Treffen). Kims Wunsch kann als Versuch verstanden werden, die eigenen Bedürfnisse nach Zärtlichkeit, Verbundenheit und gemeinsamer Aktivität zu befriedigen, trotz der Regeln der Institution.

Die Partnersuche sowie die Beziehungsgestaltung unterliegen den Regeln der Institution. Diese variieren je nach Strukturierungsgrad. Wie die Regeln umgesetzt werden, hängt von den Mitarbeitenden der Institution ab (z. B. Ortland, 2016; Fegert et al., 2006). Die Regeln, von denen die befragten Personen berichten, wirken zwar starr, lassen aber trotzdem einen gewissen Spielraum zu. Zum Beispiel erhofft sich eine Person des ersten Profils ein privates, intimes Treffen, indem sie sich regelkonform verhält und die Mitarbeitenden der Institution in die Partnersuche involviert (Kaya, 3. Treffen).

Die Schlüsselrolle der Mitarbeitenden wird in den Gesprächen erkennbar. Sie können selbstbestimmte Sexualität oder konkret auch genitalsexuelle Erfahrungen ermöglichen oder verhindern. Auch in früheren Studien wird diese Schlüsselrolle der Mitarbeitenden in Einrichtungen thematisiert (z. B. Ortland, 2020; Hähner, 2013; Fegert et al., 2006). Die dazugehörige «Übeneralisierung des Verbots sexueller Aktivität» (Fegert et al., 2006, S. 159) untermauert die Schlüsselrolle der Mitarbeitenden zusätzlich. Die jeweiligen institutionellen Vorschriften und Regeln, welche die Mitarbeitenden umsetzen, stärken die Fremdbestimmung und unterstreichen die «Eigengesetzlichkeit» der Institution (Theunissen, 2010, S. 61).

Die institutioneigenen Regeln und Vorschriften kommen in den Erzählungen in allen drei Profilen der Wohnsituation zum Ausdruck. Wie bereits erwähnt, erzählen hochstrukturiert lebende Personen (Profil 1), dass private, intime Begegnungen und Treffen verboten sind (Kim, 1. Treffen). Es ist nur nach Absprache und in öffentlichen Räumen der Einrichtung erlaubt, eine andere Person zu treffen (Kaya, 3. Treffen). Personen aus teilstrukturierten Wohngruppen (Profil 2) erzählen, dass vor allem die Freizeit begrenzt wird (Chris, 3. Treffen; Sascha, 3. Treffen). Diese Regeln in teilstrukturierten Wohngruppen werden auch in der Forschungsliteratur erwähnt (z. B. Hähner, 2013; Fegert et al. 2006). Die Zweisamkeit des Paares auf der Wohngruppe wird kontrolliert, indem beispielsweise die eigene Zimmertüre immer offenbleiben muss, wenn Partner:innen zu Besuch sind (Chris, 3. Treffen). Oder an Wochenenden ist nur eine begrenzte Anzahl Besuchende in der Wohngruppe erlaubt (Chris, 3. Treffen), was bedeutet, dass nicht alle Bewohnenden ihre Partner:innen einladen dürfen. Weitere Beispiele sind die Regel, dass die Ausgehzeiten unter der Woche bis 21 Uhr und an Wochenenden bis 22 Uhr begrenzt sind (Sascha, 3. Treffen), und die Regel, dass

Bewohnende drei Monate warten müssen, bis sie jemanden zum Übernachten einladen dürfen (Chris, 3. Treffen). All diese Regeln schränken die sexuelle Selbstbestimmung der Bewohnenden stark ein. Ein möglicher Erklärungsansatz für diese Regeln kann durch das Professionsverständnis der Mitarbeitenden begründet werden, welches Rock als «[d]ie Spannung von Autonomie und eigenem Leistungsanspruch» (Rock, 2001, S. 164) bezeichnet. Die Mitarbeitenden wollen den Bewohnenden Autonomie ermöglichen, aber gleichzeitig ihrem Leistungsanspruch nachkommen. Das heisst: Die Selbstbestimmung der Bewohnenden ist nur so weit zuzulassen, wie diese die machtvolle Position der Mitarbeitenden nicht gefährdet.

Gemeinschaftliche Aktivitäten werden individuellen Bedürfnissen und Interessen übergeordnet. Das zeigt sich an den Aktivitäten der Wohngruppe an den Wochenenden, an welchen die Bewohnenden teilnehmen müssen (Chris, 3. Treffen). Ähnliche Aussagen dazu finden sich in der Literatur (Hähner, 2013; Fegert et al., 2006, Dreblow, 1999). Rock (2001) verweist auf die Spannung zwischen «Autonomie und Organisationserfordernissen» (S. 159) im sonderpädagogischen Professionsverständnis, die kollektive Regeln rechtfertigt. Jedoch ist ein Zusammenleben in Institutionen auch möglich, wenn die Bewohnenden eigene Interessen selbstbestimmt verfolgen (Seifert, 1997). In den selbstständig geführten Wohngruppen (Profil 3) können individuelle Interessen stärker verfolgt werden als in hoch- und teilstrukturierten, denn die Regeln sind in abgeschwächter Form vorhanden. Die Freizeit kann abgesehen vom Übernachten frei gestaltet werden, die Mitbewohnenden müssen allerdings über Besuche in der Wohngruppe informiert werden. Sie übernehmen so stellvertretend eine Kontrollfunktion (Sascha, 3. Treffen; Chris, 2. Treffen).

Die aufgeführten Regeln erleben die vier interviewten Personen unterschiedlich. Beispielsweise findet Chris die Regel, dass die eigene Zimmertür bei Besuch offenbleiben muss, nicht altersgemäss und infantilierend (Chris, 3. Treffen). Chris nimmt diese Regel als einschränkend wahr. Gleichzeitig erlebt Kim dieselbe Regel als Schutzmassnahme, die die Sicherheit erhöht (Kim, Kennenlerngespräch). In der Untersuchung nach Fegert et al. (2006) wird ebenfalls eine Gruppe von Bewohnenden identifiziert, welche institutionelle Regeln als Schutz und Unterstützung der Bewohnenden erlebt. Folglich können Regeln einer Institution unterschiedlich interpretiert werden: als Schutz und Sicherheit oder als Einschränkung und Fremdbestimmung (Theunissen, 2010).

6.1.4 Fremdbestimmte Sexualität

Obwohl Bewohnende gewisse institutionelle Regeln kritisch beurteilen, sehen sie aufgrund der Konsequenzen von Regelbrüchen ab. In der Studie von Fegert

et al. (2006) wird berichtet, dass Bewohnende aus der Institution ausgeschlossen werden beziehungsweise diese verlassen müssen, wenn sie Regeln missachten. Das deutet in den Gesprächen auch eine Person des hochstrukturierten Settings an: «Ja, ich habe keine Lust mehr, noch irgendwie irgendwo hinzuwandern. Habe ich echt keinen Bock noch mehr drauf» (Kaya, 2. Treffen, Absatz 122). Deshalb sieht Kaya von Regelbrüchen ab, wie beispielsweise einem Treffen einer Person ohne Absprache mit den Mitarbeitenden der Institution. Kaya hat sich aber anders verhalten, als Kaya noch in einer teilstrukturierten Wohngruppe lebte. In der teilstrukturierten Wohngruppe waren die erwarteten Konsequenzen um einiges geringer und die Mitarbeitenden befanden sich nicht immer in der Wohngruppe. So vereinbarten die Bewohnenden private, intime Treffen mit anderen Bewohnenden der gleichen Wohngruppe (Kaya, 1. Treffen). Diese konnten stattfinden, ohne dass die Mitarbeitenden der Institution involviert waren. Von solchen Treffen berichten drei der vier Personen während ihrer Zeit in teilstrukturierten Wohngruppen. Die Begegnungen fanden in der eigenen Wohngruppe statt, auf Toiletten oder draussen auf dem Gelände der Institution. Die interviewten Personen mussten aufpassen, dass die Mitarbeitenden der Institution sie nicht erwischten²⁶ (Kaya, 1. Treffen). Chris bezeichnet das Treffen mit dem Gegenüber als «versteckt» (Chris, 3. Treffen, Absatz 110) und betont, von niemandem gesehen worden zu sein. Bei Kim hingegen unterbricht eine Assistenzperson das gemeinsame Übernachten mit dem Gegenüber im eigenen Zimmer (Kim, 2. Treffen). Diese «versteckten» Treffen decken sich mit den Ergebnissen einer anderen Studie (Fegert et al., 2006) und weisen auf fehlende Rückzugsorte für private Treffen hin.

Die interviewten Personen organisierten die «versteckten» Treffen selbst und hatten Angst davor, erwischt zu werden. Deshalb kann angenommen werden, dass sie ihre Sexualität als etwas Verbotenes und Tabuisiertes erleben, das ihnen durch die Mitarbeitenden der Institution ermöglicht oder verwehrt wird. Partnersuche und Beziehungen sind dementsprechend von Fremdbestimmung geprägt oder werden heimlich und «versteckt» gelebt. Diese Auffassung widerspricht dem Verständnis von Sexualität als Entwicklungsaufgabe über die gesamte Lebensspanne eines Menschen hinweg (Ortland, 2020).

Es fehlen also Orte für private und intime Begegnungen, die ohne Involvierung der Mitarbeitenden der Institution verfügbar sind. Je stärker strukturiert

²⁶ Hierbei ist anzumerken, dass die Mitarbeitenden der Einrichtungen womöglich von diesen «versteckten» Treffen in den Wohngruppen wussten und diese zuliessen. Es wäre nachvollziehbar, den Bewohnenden private, intime Treffen in der eigenen Wohngruppe zuzugestehen, damit diese nicht auf Toilettenräume und Orte im Freien ausweichen müssen.

die Wohnsituation ist, desto weniger gibt es solche Orte: Die Personen des hochstrukturierten Profils nennen keine privaten Begegnungsmöglichkeiten innerhalb der Institution, während auf teilstrukturierten Wohngruppen Treffen «versteckt» stattfinden. Personen des dritten Profils hingegen können eine Person auch innerhalb der Institution privat treffen, müssen allerdings die Mitbewohnenden darüber informieren. Somit fehlen insbesondere in hoch- und teilstrukturierten Wohnsettings solche «Orte unvoreingenommener Begegnung» (Hähner, 2013, S. 212).

Auch in der Forschungsschrift nach Kunz (2016) weisen interviewte Personen mit Lernschwierigkeiten auf fehlende Begegnungsorte hin. Soziale Medien bieten eine Möglichkeit für Begegnungsorte ausserhalb der Institution. Allerdings sind dazu verschiedene Bedingungen zu erfüllen: Die Bewohnenden müssen ein Gerät mit Internetzugang sowie entsprechende soziale Netzwerke nutzen können (zum Beispiel schwere Sprache verstehen, über Schreibkompetenzen verfügen, um chatten zu können, Inhalte kritisch zu prüfen etc.). Zudem müssen sie die finanziellen Ressourcen haben, um sich ein solches Gerät anzuschaffen. Die Studie nach Kunz (2016) zeigt, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten im digitalen Raum nur unzureichend adressiert werden, was die Möglichkeiten zur Begegnung zusätzlich verringert. Diese Erkenntnis lässt sich mit dem Ergebnis in Verbindung bringen, dass Personen im hochstrukturierten Setting keine digitalen Medien zur Partnersuche nutzen. Wären allerdings Angebote vorhanden, die beispielsweise in Leichter Sprache vorliegen und sie somit direkt adressieren, wäre davon auszugehen, dass sie den digitalen Raum zur Partnersuche nutzen könnten. Dieser Punkt wurde auch in den Interviews angesprochen. Zum Beispiel äusserte Kaya den Wunsch nach einem Videochat, um das Chatten umgehen und mündlich kommunizieren zu können (Kaya, 2. Treffen).

Private Treffen, in die weder das primäre Netzwerk noch die Mitarbeitenden der Institution involviert sind, können in der Wohnung des Gegenübers stattfinden, wenn dieses allein wohnt. Eine Person des selbstständigen Profils, Sascha, ist mit einer Person in einer Beziehung, die ausserhalb der Institution allein wohnt. Ein solches Gegenüber wünscht sich auch Chris, die andere Person des selbstständigen Profils. Sascha und Chris wünschen sich beide mehr Unabhängigkeit sowie eine selbstständige und selbstbestimmte Lebensführung. Sascha möchte die Institution verlassen, um mit dem Gegenüber zusammenzuwohnen und eine Familie zu gründen (Sascha, 1. Treffen). Diese Wünsche decken sich mit den Erkenntnissen aus der Studie von Fegert et al. (2006), mit der Lebensgeschichte von Simon Diriwächter und der fiktiven Liebesgeschichte von Andreas Meyer (Hedderich et al., 2015).

6.1.5 Das primäre soziale Netzwerk – Ressource oder Barriere?

Wohngruppen sind sie wichtige Begegnungsorte bei der Partnersuche. Jedoch zeigt die Forschung (Ortland, 2016; BMFSFJ, 2012), dass Menschen mit Lernschwierigkeiten in Bezug auf die eigene Wohnsituation oftmals wenig mitbestimmen können und die Zusammensetzung der Wohngruppe nicht beeinflussbar ist. Auch in dieser Studie erzählten die interviewten Personen in teilstrukturierten und hochstrukturierten Wohngruppen, dass sie über die Zusammensetzung der Wohngruppe nicht mitbestimmen können. Ihnen erscheint die Zusammensetzung willkürlich und nicht beeinflussbar (Kaya, 1. Treffen; Kaya, 2. Treffen).

Um die Begegnungsorte und Treffpunkte über die Institution hinaus zu erweitern, involvieren manche der vier Personen das eigene Netzwerk ausserhalb der Institution in die Partnersuche. Das primäre soziale Netzwerk umfasst Familienmitglieder, Freund:innen, Arbeitskolleg:innen, Vereinsmitglieder und Nachbar:innen. Die Strategie ist abhängig vom Strukturierungsgrad der jeweiligen Wohngruppe und deren Rahmenbedingungen, da diese die Kontaktmöglichkeiten mit dem eigenen Netzwerk beeinflussen. Personen des hochstrukturierten Profils können ihre Familie und Freund:innen ausserhalb der Institution weniger oft sehen als Personen des wenig strukturierten Profils. Letztere können Personen ihres primären sozialen Netzwerks täglich treffen. Deshalb lässt sich die geringere Involvierung des Netzwerkes in die Partnersuche als Folge der Rahmenbedingungen der jeweiligen Wohnsituation auffassen. Die Personen des ersten Profils besprechen die Partnersuche nicht mit ihrer Familie (Kaya, 3. Treffen). Dahingegen informieren Personen des selbstständigen Profils ihre Familienmitglieder über ihre Partnersuche oder Partnerschaft (Sascha, 1. Treffen). Das primäre soziale Netzwerk unterstützt teilweise auch aktiv bei der Suche (Chris, 2. Treffen). Als die beiden selbstständig lebenden Personen noch in einer teilstrukturierten Wohngruppe lebten, involvierten sie ihr primäres soziales Netzwerk ebenfalls in die Partnersuche.

Drei der interviewten Personen – Chris, Kaya und Kim – beschreiben das primäre soziale Netzwerk als aus der eigenen Familie bestehend. Saschas primäres soziales Netzwerk besteht hingegen aus Familie und Freund:innen. In der Forschungsliteratur ist Ähnliches zu diesem Thema zu finden: Die sozialen Netzwerke von Menschen mit Beeinträchtigungen haben eine überschaubare Grösse und sind sozial homogen zusammengesetzt (Windisch, 2016). Dabei dominieren Familienmitglieder, professionelle Helfende und Personen mit Beeinträchtigungen (BMAS, 2021). Allerdings kann diese soziale Homogenität gemäss den Aussagen der vier Personen nicht als hemmender Faktor für die informelle Unterstützung angesehen werden, was bisherigen Erkenntnissen

widerspricht (BMAS, 2021; Windisch & Kniel, 1993). Chris, eine Person, deren primäres Netzwerk sich überwiegend auf die eigene Familie begrenzt, fühlt sich sehr unterstützt. Insofern kann angenommen werden, dass nicht die Zusammensetzung die informelle Unterstützung beeinflusst, sondern die Kontaktmöglichkeiten mit dem eigenen sozialen Netzwerk. Zudem erzählt eine Person, dass sie abwartete und das primäre soziale Netzwerk erst in die Partnersuche involvierte, wenn sie ein Gegenüber gefunden habe und dieses vorstellen könne (Kaya, 3. Treffen). Personen entscheiden also bewusst darüber, ob und wann sie ihr Netzwerk involvieren wollen. Diese Feststellung machen auch Fegert et al. (2006) in ihrer Studie. Woran diese Entscheidung geknüpft ist, konnte nicht abschliessend geklärt werden. Kaya ist an Männern und Frauen interessiert, und gegenüber dieser sexuellen Orientierung muss das primäre soziale Netzwerk tolerant sein. Erst dann, so betont Kaya, wird dieses in die eigene Partnersuche involviert (Kaya, 1. Treffen). Somit wird bei Bezugspersonen innerhalb und ausserhalb der Institution eine bewusste Entscheidung vorgenommen, diese zu involvieren oder nicht. Zudem haben frühere Studien gezeigt, dass meist nicht die Personen mit Lernschwierigkeiten Mühe haben mit dem Erwachsenwerden oder der eigenen Sexualität, sondern ihre Bezugspersonen, welche deren sexuelle Entwicklung massgeblich beeinflussen (Walter & Holyer-Herrmann, 1987; Leue-Käding, 2004, Ritterberger, 2000).

Der Befund aus der Forschungsliteratur, dass das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution nicht nur unterstützend, sondern auch kontrollierend wirken kann (Theunissen, 2010), bestätigt sich in der vorliegenden Studie. Bei einer Person, die das primäre soziale Netzwerk in die Partnersuche involviert, wird neben der Unterstützung auch das «Einmischen» der Familienmitglieder thematisiert: Das eigene Geschwister wollte von den Übernachtungen ausserhalb der Institution wissen und war verärgert, als Chris es nicht darüber informierte (Chris, 2. Treffen). Gleichzeitig ist das primäre soziale Netzwerk mancher Personen auch bestrebt, sich bewusst aus Diskussionen rauszunehmen und die Person mit Lernschwierigkeiten eigene Erfahrungen machen zu lassen, wie zum Beispiel die Eltern von Chris (Chris, 2. Treffen).

6.1.6 Das sekundäre soziale Netzwerk – Ressource oder Barriere?

Persönliche Bezugspersonen können nicht nur Teil des primären sozialen Netzwerks ausserhalb der Institution sein, sondern auch des sekundären sozialen Netzwerks. Das sekundäre soziale Netzwerk umfasst organisierte Beziehungsstrukturen innerhalb der Institution. So beeinflussen Fachpersonen massgeblich, wie die Bewohnenden ihre Sexualität, Partnersuche und Partnerschaft leben und erleben können. Sie können – ebenso wie Personen des

primären sozialen Netzwerks – unterstützend oder kontrollierend agieren. In der Studie nach Ortland (2016) geben drei Viertel der Mitarbeitenden in Institutionen für Menschen mit Behinderungen an, dass Bewohnende ihre eigene Sexualität leben möchten, die Mitarbeitenden dies aber nicht wahrhaben wollen. Ähnliche Tendenzen dieses nicht «Wahrhabenwollens» werden im Kennenlerngespräch mit Kim sichtbar, bei welchem auch die Wohngruppenleitung anwesend ist. Kim spricht darin die Wohngruppenleitung direkt auf den eigenen Wunsch an, das Gegenüber in die Wohngruppe einladen zu dürfen (Kim, Kennenlerngespräch). Die Wohngruppenleitung geht auf diesen Wunsch aber nicht ein, sondern verweist auf die Konstellation der Wohngruppe, welche das Einladen anderer Personen verunmögliche. Diese Begründung ist gemäss Rock (2001) auf «die Spannung von Autonomie und Organisationserfordernissen» (S. 159) zurückzuführen. Die Wohngruppenleiterin thematisiert Kims Wunsch im Kennenlerngespräch somit nicht weiter, sondern stuft ihn aufgrund organisatorischer Bedingungen als nicht realisierbar ein. Inwiefern dabei auch Haltungen von Mitarbeitenden hineinspielen, sei dahingestellt. Denn in der Forschungsliteratur wird die Gefahr beschrieben, dass Mitarbeitende in Institutionen ihre eigenen Vorstellungen von einer Partnerschaft auf Bewohnende übertragen (Hennies et al., 2001). Jedoch soll die Vorstellung von Mitarbeitenden die Begleitung eines Paares oder auch einer Einzelperson bei der Suche nach einem Gegenüber nicht beeinflussen. Eine interviewte Person berichtet davon, dass die Mitarbeitenden ihr empfehlen, nach einer Person zu suchen, die ebenfalls eine Beeinträchtigung hat (Chris, 1. Treffen). Es bleibt offen, inwiefern diese Aussage einer Person hilft, die ein Gegenüber sucht, das ausserhalb der Institution wohnt. Der Schluss liegt nahe, dass diese Aussage durch die Vorstellungen der Mitarbeitenden der Institution geprägt ist und sich wenig auf die Wünsche von Chris bezieht.

6.1.7 Zwischenfazit: Selbstbestimmte Sexualität am Beispiel der Partnersuche

Festzuhalten ist, dass sich die Ergebnisse dieser Arbeit in vielen Punkten an die bisherige Forschungsliteratur anschliessen oder mit ihr übereinstimmen. Ein Beispiel ist die Erkenntnis, dass private Kontaktmöglichkeiten fehlen oder dass die Mitarbeitenden eine Schlüsselrolle einnehmen hinsichtlich einer selbstbestimmten Sexualität von Personen in institutionellen Wohnformen.

Neu ist hingegen die Erkenntnis, dass Personen mit Lernschwierigkeiten die Partnersuche in institutionellen Wohnformen anhand des zufälligen Begegnens und des geplanten Treffens erleben. Bei der Partnersuche entscheidend ist auch der Strukturierungsgrad der Wohnsituation. Dieser beeinflusst erheblich, wie die

Partnersuche erlebt wird, was ebenfalls ein Ergebnis dieser Publikation ist. Zudem wurde herausgearbeitet, dass die Begegnungsmöglichkeiten und Treffpunkte erweitert werden können, wenn das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution in die Partnersuche involviert wird. Das hängt allerdings stark von den Kontaktmöglichkeiten mit dem sozialen Netzwerk ab.

6.2 Reflexion des Forschungsprozesses

In diesem Kapitel wird der Forschungsprozess reflektiert. Dieser basiert einerseits auf den Aspekten einer ethisch-verantwortungsvollen Forschung (von Unger, 2018; Buchner, 2008; Keeley, 2015) und andererseits auf den Gütekriterien qualitativer Forschung (Steinke, 2000; Flick, 2020).

6.2.1 Aspekte einer ethisch-verantwortungsvollen Forschung

Die vorliegende Publikation orientiert sich an den Aspekten einer ethisch-verantwortungsvollen Forschung mit Personen mit Lernschwierigkeiten, wie sie Buchner (2008) und Keeley (2015) benennen. So wurden die gewonnenen Daten anonymisiert (genauer Namen, Orte und Geschlechter), um den Teilnehmenden zu garantieren, dass keine Rückschlüsse auf ihre Person möglich sind, selbst wenn eine Person ihres näheren Umfeldes die Arbeit lesen würde. Die Anonymisierung der Geschlechter war anspruchsvoll und aufwendig, da auch die Personalpronomen in den Transkripten anonymisiert werden mussten – sie erlaubten Rückschlüsse auf das Geschlecht der interviewten Personen. Dieser Arbeitsschritt glich sowohl einem Balanceakt zwischen den forschungsethischen und datenschutzrechtlichen Vorgaben zum Schutz der Befragten als auch dem Anspruch an die Kontingenz und Kontextualität der Daten (von Unger, 2018). Hiermit ist gemeint, dass durch die Anonymisierung die Daten möglicherweise an Gehalt verlieren, da ihre Beschaffenheit oder auch der Kontext verändert wird (z. B. die Geschlechter der Partner:innen). Zugleich gelten Kontingenz und Kontextualität als zentrale Gütekriterien der qualitativen Forschung (Steinke, 2000). Es sollten so viele Angaben wie nötig und so wenige wie möglich anonymisiert werden, um keinen Datenverlust zu riskieren. Da sich mit der Anonymisierung der Geschlechter kein Datenverlust zeigte, konnte diese vorgenommen werden. Zudem werden die Transkripte der Interviews nicht in ihrer Gesamtheit veröffentlicht, sondern nur einzelne Zitate im Text aufgeführt. Aufgrund der kleinen Stichprobe würde trotz der Anonymisierung das Risiko bestehen, dass die Institutionsleitenden, die der Studie beipflichteten, die Teilnehmenden erkennen.

Über die Erkenntnisse der Arbeit wurden die interviewten Personen und die Institutionsleitenden informiert. Sie erhielten die Studienerkenntnisse in einem Dokument in Einfacher und schwerer Sprache übermittelt. Das sollte dazu beitragen, den Anliegen der interviewten Personen Gehör zu verschaffen. Die Mitarbeitenden sollten erfahren, wie die Bewohnenden die Partnersuche erleben. Die Institutionsleitenden wurden angeregt, über die Rahmenbedingungen der Institution nachzudenken und wie sie diese zugunsten einer selbstbestimmten Sexualität anpassen könnten. Zusätzlich wurden die Erkenntnisse mit den vier Studienteilnehmenden mündlich besprochen.

Für die Interviewführung wurde den Hilfestellungen und Hinweisen von Keeley (2015) und Buchner (2008) gefolgt und versucht, diese in der vorliegenden Studie möglichst umzusetzen (vgl. Kapitel 4.5.). Nichtsdestotrotz zeigte sich folgende Schwierigkeit: Das narrative Interview nach Rosenthal (2015) verlangt offene Fragen, die erzählgenerierend sein sollen. Gleichzeitig sind diese in Leichter beziehungsweise Einfacher Sprache zu formulieren, was herausfordernd war. Es wurden verschiedene Strategien verfolgt, um dieser doppelten Anforderung gerecht zu werden. Manchmal wurden zuerst offene Fragen gestellt, die bei Bedarf durch geschlossene Fragen zusätzlich eingegrenzt wurden. Teilweise wurde auch bewusst eine geschlossene Frage zu Beginn gestellt, um anschliessend offen nachzufragen. Eine andere Strategie war, die abschliessenden Worte einer interviewten Person zu wiederholen. Das regte teilweise zu einer neuen Erzählung an und wirkte im Sinne einer erzählunterstützenden Äusserung, wie sie Rosenthal (2015) beschreibt.

6.2.2 Gütekriterien qualitativer Forschung

Um die Qualität der vorliegenden qualitativ-rekonstruktiven Studie zu prüfen, sind die quantitativen Gütekriterien *Objektivität*, *Reliabilität* und *Validität* nicht ausreichend und verlangen eine entsprechende Adaption (Flick, 2020; Steinke, 2000). Die sieben Gütekriterien qualitativer Sozialforschung (Steinke, 2000) dienen als grundlegende Orientierungs- und Reflexionspunkte während des gesamten Forschungsprozesses. Diese wurden um das Kriterium der *kommunikativen Validierung* (Flick, 2020) ergänzt. Die Gütekriterien werden nachfolgend erläutert, zusammen mit ihrer Berücksichtigung in dieser Studie:

Die (1) *intersubjektive Nachvollziehbarkeit* bezieht sich auf den Umstand, dass Forschungsschritte und -ergebnisse verständlich und nachvollziehbar sein sollen für Forschende, die selbst nicht am Projekt teilgenommen haben. Dieses Kriterium wird gewährleistet, indem der Forschungsprozess dokumentiert wird, die Ergebnisse in Gruppen interpretiert und kodifizierte Verfahren angewandt werden. Dadurch wird Rezipient:innen der Forschung eine angemessene

Bewertung der Studie ermöglicht. Die intersubjektive Nachvollziehbarkeit wird in der vorliegenden Publikation gewährleistet, indem detailliert dargelegt wird, wie die methodischen Schritte der Grounded Theory Methodologie nach Strauss und Corbin (1996) angewandt wurden. Das dreiteilige Codierverfahren wurde gemäss den vorgegebenen Arbeitsschritten umgesetzt und beschrieben. Ein Ausschnitt aus einem codierten Interview zeigt das offene Codieren exemplarisch auf. Auch das axiale Codieren wurde mit der Ausarbeitung der Schlüsselkategorien erläutert, welches schliesslich zum selektiven Codieren überleitete. Zudem wurden die Erhebungsmethode des narrativen Interviews nach Rosenthal (2015) beschrieben und die Erzählaufforderung sowie die verwendeten Fragetypen vorgestellt. Um die intersubjektive Nachvollziehbarkeit weiter zu erhöhen, wäre es sinnvoll gewesen, sich über generierte Codes und gebildete Kategorien in einer Forschungswerkstatt auszutauschen. Davon musste aufgrund zeitlicher Ressourcen leider abgesehen und auf den Austausch in den Lehrstuhlkolloquien ausgewichen werden. Die Forscherin leistete die Erhebung, Fixierung, Auswertung und Analyse der Daten allein im Rahmen ihrer Qualifikationsarbeit. Deswegen kann der begrenzte Einbezug weiterer Perspektiven auf das Datenmaterial als eine Limitation der Arbeit verstanden werden. Zur Steigerung der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit trug bei, dass die interviewten Personen in nachfolgenden Treffen sowie im Rückmeldegespräch nochmals auf die Interpretationen Bezug nehmen konnten.

Als zweites Kriterium führt Steinke die (2) *Indikation des Forschungsprozesses* auf. Alle Entscheidungen im gesamten Forschungsprozess müssen begründet sein (Steinke, 2000). In der vorliegenden Publikation wurden forschungsmethodische Entscheidungen erläutert wie zum Beispiel die Bestimmung und Adaptation des Feldzugangs oder die Festlegung der Stichprobe. Die Erarbeitung des theoretischen und empirischen Hintergrunds diente als Grundlage, um auf eine bestehende Forschungslücke hinzuweisen. Die daraus abgeleitete Forschungsfrage zu einem Themenbereich, der in der Forschung bisher nur beiläufige Aufmerksamkeit erfuhr, verlangte ein qualitatives Design. Dieses ermöglichte, erste Hypothesen über die Partnersuche in institutionellen Wohnformen zu generieren. Dazu wurden dem Forschungsgegenstand angemessene Erhebungs- und Auswertungsmethoden gewählt und eine Verzahnung von Methodik und Umsetzung gewährleistet.

Die (3) *empirische Verankerung* verweist darauf, dass entwickelte Hypothesen und Theorien am Datenmaterial festgemacht werden können. In der vorliegenden Publikation wurde dies gewährleistet, indem die Datenerhebung, Analyse und Theoriebildung in enger Verschränkung gemäss der Grounded Theory Methodologie erfolgte (Strübing, 2022). Die beiden Schlüsselkategorien

zufälliges Begegnen und *geplantes Treffen* wurden mit Zitaten aus den Interviews belegt und systematisch dargelegt nach dem Codierparadigma gemäss Strauss und Corbin (1996). Durch die grosse Nähe zu den Daten und den stetigen Einbezug von Literatur konnte die theoretische Sensibilität erhöht werden. Die Theoriebildung zur Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen wurde somit schrittweise aufgezeigt. Die vier interviewten Personen und ihr Erleben der Partnersuche wurden mit Zitaten vorgestellt und anhand der Typologie des Strukturierungsgrades weiter differenziert. Strukturiert nach den drei Profilen der Typologie wurden auch die Forschungsergebnisse diskutiert. Sie wurden in einem Synthesemodell zusammengefasst, das das Spannungsfeld abbildet, in welchem die interviewten Personen die Partnersuche in Institutionen erleben (vgl. Abb. 18). Zudem zeigt das Synthesemodell auf, dass das Erleben der Partnersuche anhand der beiden Schlüsselkategorien beschrieben und vom Strukturierungsgrad der Wohnsituation stark beeinflusst wird.

Zum vierten Gütekriterium der (4) *Kohärenz* schreibt Steinke (2000): «Die im Forschungsprozess entwickelte Theorie sollte in sich konsistent sein» (S. 330). Folglich gilt zu prüfen, ob die dargelegte Theorie in sich kohärent ist. Widersprüche, Ungeklärtes und Fragen sollen offengelegt werden. An die erarbeitete Theorie der vorliegenden Studie wurde in kleinen Schritten herangeführt, um eine hohe Kohärenz und Stringenz anzustreben. Zudem wird die Begrenzung der erarbeiteten, datenverankerten Theorie in der Vorläufigkeit der entwickelten Hypothesen transparent gemacht. Diese Hypothesen können weiterer Überprüfung unterzogen werden, um dadurch die theoretische Sättigung zu festigen.

Die (5) *Limitation* einer Forschung bezeichnet ihre Grenzen. Unzulässige Verallgemeinerungen werden durch die Offenlegung der Limitationen verhindert. Für die vorliegende Forschung mit der Grounded Theory Methodologie ist anzumerken, dass sie nicht nach der Generalisierbarkeit der Ergebnisse strebt, sondern die Erhellung eines Phänomens beabsichtigt. Um eine datenverankerte Theorie zu erarbeiten, ist das theoretische Sampling essenziell. Forschende nähern sich in einem hermeneutisch-zirkulären und iterativen Forschungsprozess (Strübing, 2022) dem zu untersuchenden Phänomen neugierig und offen an. Damit bestreben sie, eine zunehmend gesättigte Theorie zu erreichen. Im vorliegenden Forschungsprojekt konnte das theoretische Sampling gemäss der Grounded Theory Methodologie jedoch nur eingeschränkt umgesetzt werden. Der Feldzugang gelang über «Gatekeepers» (Buchner, 2008, S. 518) mit vorab festgelegten Kriterien und begrenzten zeitlichen Ressourcen. In mehreren Treffen mit den Interviewpartner:innen konnte zumindest nach theoretischer

Sättigung gestrebt werden. Hierbei ist anzumerken, dass die Fokussierung ausschliesslich auf Personen, die verbal kommunizieren können, als Limitation der vorliegenden Studie gilt. Diese Eingrenzung wurde aufgrund der Ressourcen der Forscherin getroffen. So konnte das Erleben der Partnersuche von nicht verbal kommunizierenden Personen nicht berücksichtigt werden. Diese Eingrenzung sollte zukünftig vermieden werden.

In dieser Publikation wurden die Grenzen der entwickelten Theorie offengelegt. Um die Schlussfolgerungen im Synthesemodell gemäss minimaler und maximaler Kontrastierung (Strübing, 2022) weiter zu prüfen, hätte es sich angeboten, nach Personen mit Lernschwierigkeiten zu sampeln, die in institutionellen Wohnformen leben und jeweils eines der folgenden Merkmale erfüllen:

- Eine Person lebt in einer Institution, in welcher private und intime Begegnungen und Treffen (über alle drei Profile hinweg) möglich sind.
- Eine Person lebt zum Gesprächszeitpunkt in einer teilstrukturierten Wohnsituation.
- Eine Person lebt hochstrukturiert und involviert das primäre soziale Netzwerk in die Partnersuche.
- Eine Person lebt hochstrukturiert und nutzt soziale Medien für die Partnersuche.
- Eine Person lebt selbstständig und wohnt mit ihrem Gegenüber in der gleichen Wohngruppe.
- Eine Person führt eine Partnerschaft mit einer andersgeschlechtlichen Person in der Institution.

Diese Liste ist nicht abschliessend zu verstehen, es können weitere Merkmale für das Sampling relevant sein.

Das Gütekriterium der (6) *Relevanz* bezieht sich auf den Nutzen der erarbeiteten Theorie. In der vorliegenden Forschung lässt sich die entwickelte Theorie als gesättigt auffassen. Denn sie bietet in sich stimmige Erkenntnisse darüber, wie Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen die Partnersuche erleben. Die Relevanz der Studie ist besonders dadurch gegeben, dass die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen nicht mehr nur beiläufig und ansatzweise untersucht wird und Menschen mit Lernschwierigkeiten direkt zur Sprache kommen.

Weiterführend hätte es sich zur Steigerung der Relevanz der Studie angeboten, die Partnersuche auch aus intersektionaler Perspektive zu betrachten. Ein Beispiel dafür wäre, die erfahrene Behinderung und das Geschlecht hinsichtlich einer selbstbestimmten Sexualität in Einrichtungen stärker zusammenzudenken (Waldschmidt, 2013). Schliesslich ist aus früheren Studien bekannt, dass

Frauen mit Beeinträchtigungen hinsichtlich der Ausübung ihrer sexuellen Selbstbestimmung auf mehr Hindernisse stossen als Männer mit Beeinträchtigungen (z. B. Römisch, 2011; Arnade, 1992). Zudem sind sie einem deutlich grösseren Risiko ausgesetzt, sexuellen Missbrauch zu erfahren, verglichen mit Frauen ohne Beeinträchtigungen (z. B. BMFSFJ, 2012; Zemp & Pircher, 1996).

Als letztes Gütekriterium nennt Steinke (2000) die (7) *reflektierte Subjektivität*. Sie fragt nach der Bedeutung von subjektiven Sichtweisen und Vorannahmen der Forschenden für die Thematik, insbesondere für die Interpretation der Daten. Nicht nur vor, sondern auch während des Forschungsprozesses versuchte die Forscherin, sich die eigene Sichtweise auf den Untersuchungsgegenstand bewusst zu machen. So wurden zum Beispiel wertende Äusserungen in den ersten Interviews mitcodiert und für die nachfolgenden Gespräche nach wertfreien Alternativen gesucht. So wurden wertende Aussagen kritisch reflektiert und zunehmend seltener.

Ein weiteres zentrales Gütekriterium qualitativer Forschung ist die *kommunikative Validierung* (Flick, 2020). Um die Perspektive der Interviewten in die Daten einzubinden, wurden in den Interviews eine kommunikative Validierung ansatzweise ermöglicht, indem bei den Interviewteilnehmenden zu Aussagen aus vorgegangenen Treffen nachgefragt wurde. Dadurch erhielten sie die Möglichkeit, diese «zu akzeptieren, ggf. zu modifizieren oder zurückzuweisen [...]». Liegt die Zustimmung vor, wird dies als kommunikative Validierung der Interviewaussagen und damit der Daten durch die Befragten verstanden» (Flick, 2020, S. 252).

Abschliessend sind noch Herausforderungen zu nennen, die sich auf die Umsetzung einer geschlechtergerechten Sprache und den zeitlichen Erhebungskontext der Studie beziehen. Zur Umsetzung einer geschlechtergerechten Sprache: In der vorliegenden Publikation wurden geschlechtsneutrale Formulierungen verwendet oder der Genderdoppelpunkt gebraucht. Jedoch wurde auf den Genderdoppelpunkt in der Wortmitte verzichtet, zugunsten der Barrierefreiheit und einer besseren Lesbarkeit. Folglich wurden Begriffe wie Partnersuche oder Partnerschaft nicht gegendert. Eine weitere Herausforderung bestand darin, alle Menschen (aller Geschlechter) in der Arbeit stets mitzumeinen. Diese Herausforderung zeigte sich auch in den Interviews. Die vier befragten Personen sprachen in ihren Ausführungen von zwei Geschlechtern: von Frauen und Männern, Partnerinnen und Partnern. Aufgrund der kleinen Stichprobe war es aber notwendig, die Geschlechter der Interviewten zu verschleiern und dort eine geschlechtsneutrale Schreibweise einzusetzen. Dies war deshalb möglich, da für die Analyse in dieser Publikation die Kategorie «Geschlecht» keine neuen Deutungen hervorbrachte beziehungsweise keinen Datenverlust generierte. Um

aber auf die binäre Geschlechterordnung, welche die Interviewten hervorbrachten, zu reagieren, wurde teils von «gleich-» oder «andersgeschlechtlichen» Personen gesprochen. Dies sollte in zukünftigen Studien weiter bedacht werden, um eine Sprache anzubieten, in welcher sich Personen aller Geschlechter wiederfinden können.

Zum zeitlichen Erhebungskontext: Die Covid-19-Pandemie und ihre Massnahmen veränderten die Regeln in Institutionen für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Die Durchführung der Interviews fand in diesem Zeitraum statt. Möglicherweise haben sich die veränderten institutionellen Regeln auf die Aussagen der Interviewten ausgewirkt. Deshalb wurden in den Interviews die möglichen Auswirkungen der Pandemie auf die Partnersuche im institutionellen Kontext bewusst thematisiert, um solche temporär adaptierten Regeln zu identifizieren. Es kann jedoch nicht ausnahmslos angenommen werden, dass alle Interviewten diese veränderten Vorschriften als solche identifizieren konnten. Der Einbezug weiterer Perspektiven – zum Beispiel von den Mitarbeitenden der Institution – wäre eine Möglichkeit gewesen, um dieser Herausforderung zu begegnen. Jedoch wurden weitere Perspektiven bewusst ausgeklammert, um die Perspektive der interviewten Personen mit Lernschwierigkeiten ins Zentrum zu stellen und ihr Erleben nicht zu dezimieren.

6.3 Fazit und Ausblick

In dieser Publikation wird die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten untersucht, die in institutionellen Wohnformen leben, anhand einer explorativen und offenen Vorgehensweise. Im Zentrum stehen das subjektive Erleben und die individuelle Sichtweise der interviewten Personen mit Lernschwierigkeiten. In narrativen Interviews erzählen sie, wie sie die Partnersuche im institutionellen Kontext erleben. Sie erläutern ihre Wünsche an und Vorstellungen von Partner:innen und Beziehungen, wodurch ein Zugang zu der Sichtweise von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Einrichtungen geschaffen wird. Die Partnersuche ist das Hauptanliegen dieser Publikation und nicht eine Nebenerscheinung wie in bisherigen Studien zum Thema Sexualität und Behinderung.

Die BRK beinhaltet das Recht von Menschen mit Behinderungen auf eine unabhängige Lebensführung, den Schutz ihrer Privatsphäre sowie die Beseitigung von Diskriminierung in Bezug auf die Ehe, Familie, Elternschaft und Partnerschaft. Der Aktionsplan der Verbände (INSOS Schweiz et al., 2019) fordert das Recht auf eine selbstbestimmte Sexualität und Partnerschaft für Menschen

mit Behinderungen in institutionellen Wohnformen. Mithilfe des Aktionsplans sollen diese Rechte anhand von Massnahmen und einer *Good-Practice*-Sammlung umgesetzt werden. Bis Ende des Jahres 2023 sollen die Verbände ein Monitoring zur Umsetzung durchführen.

Es stellt sich die Frage, wie eine selbstbestimmte Lebensführung insbesondere mit einer selbstbestimmten Sexualität institutionell umgesetzt werden kann, sodass die Zukunftswünsche von Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht durch institutionelle Regeln verunmöglicht werden. Weiterführend ist zu reflektieren, wie Institutionen ihre Bewohnenden unterstützen anstatt kontrollieren können, damit sie die Partnersuche auch in Institutionen als selbstbestimmt erleben. Zudem sollte geprüft werden, was der Austritt aus der Institution bedeutet und welche anderen Wohnformen möglich sind.²⁷

Diese Publikation zeigt, dass Veränderungen auf verschiedenen Ebenen notwendig sind, um selbstbestimmte Sexualität und Partnerschaften in institutionellen Wohnformen zu ermöglichen. Auf institutioneller Ebene braucht es eine Orientierung am Individuum, die kollektive Vorschriften ablöst, denn Selbstbestimmung bedeutet auch Mitbestimmung. Regeln müssen kritisch reflektiert werden, denn sie können das selbstbestimmte Handeln der institutionalisiert lebenden Menschen mit Lernschwierigkeiten einschränken. Das betrifft zum Beispiel festgelegte Essenszeiten, einen zweiwöchigen Heimfahrhythmus, eine begrenzte Freizeit von 19 bis 21 Uhr oder Übernachtungsverbote während der Woche. Viele Menschen mit Lernschwierigkeiten verbringen einen Grossteil ihrer Lebenszeit in institutionellen Wohnformen. Besonders für Personen, die hoch- oder teilstrukturiert leben, ist die Wohngruppe ein wichtiger Ort, um potenziellen Partner:innen zu begegnen. Deshalb soll es sowohl selbstständig wohnenden Personen als auch Personen des hoch- und teilstrukturierten Wohnprofils ermöglicht werden, über Regelungen, die sie in ihrem Alltag direkt betreffen, mitzubestimmen, wie die Gruppenzusammensetzung einer Wohngruppe oder der Wechsel in eine andere Wohngruppe. Die Partnersuche bei Personen des hoch- und teilstrukturierten Profils gestaltete sich zudem stärker innerhalb der Institution, was die Forderung nach Mitbestimmung und -gestaltung zusätzlich untermauert.

²⁷ Die nachfolgenden Ausführungen und Massnahmen orientieren sich an den Aussagen der vier interviewten Personen, um ihre Lebenssituation als auch ihre sexuelle Selbstbestimmung in den Einrichtungen zu verbessern und sie bei der Partnersuche zu unterstützen. Mit Sicherheit gibt es Einrichtungen, in denen Bewohnende ihr Recht auf sexuelle Selbstbestimmung als umgesetzt erleben. Nur war dies bei der vorliegenden Stichprobe nicht der Fall.

Institutionen sollen es vermeiden, Ängste im Zusammenhang mit Sexualität zu schüren, wie etwa der drohende Ausschluss aus der Institution bei einer Schwangerschaft oder der Umgang mit Sexualität als etwas Verbotenes. Dies war bei den Einrichtungen der interviewten Personen aber der Fall. Folglich braucht es eine offene Haltung und ein breites Verständnis von Sexualität, das dem generellen Verbot von Sexualität entgegenwirkt, wie es hochstrukturiert wohnende Personen erleben. Diese offene, unterstützende Haltung muss sich in der gesamten Institution widerspiegeln. Die Institution ist dazu aufgefordert, auf die individuellen Bedürfnisse der Bewohnenden einzugehen und sie bei der Erfüllung dieser zu unterstützen, anstatt sich nur auf ihre Schutzfunktion zu berufen und die Bewohnenden zu kontrollieren. Dazu gehört auch, dass «versteckte» Treffen überflüssig und private, intime Treffen ermöglicht werden. Private Orte in Institutionen sind unverzichtbar, um potenziellen Partner:innen zu begegnen sowie um eine Partnerschaft zu gestalten. Gegenüber Personen, die hoch- oder teilstrukturiert leben, benötigen Mitarbeitende eine offene Haltung, um sie dazu zu ermutigen, ihre individuellen Bedürfnisse und Wünsche zu äussern. Deren Erfüllung soll sich an den Vorstellungen der Menschen mit Lernschwierigkeiten orientieren. Mitarbeitende sollen dazu angeleitet werden, ihre diesbezügliche Schlüsselrolle zu reflektieren, die sie in Bezug auf die Partnersuche sowie die Ausgestaltung selbstbestimmter Sexualität der Bewohnenden einnehmen. Besonders wichtig ist dies für jene Mitarbeitenden, die mit Personen in hoch- und teilstrukturierten Wohngruppen arbeiten, da dort ihr Einfluss auf die Bewohnenden am stärksten ist.

Neben den Bezugspersonen innerhalb der Institution sind für die Partnersuche auch die Personen des primären sozialen Netzwerks ausserhalb der Institution wichtig. Die vier befragten Personen involvieren ihr primäres Netzwerk in die eigene Partnersuche, um auch ausserhalb der Institution jemandem begegnen beziehungsweise jemanden treffen zu können. Entscheidend dafür sind die Kontaktmöglichkeiten mit dem Netzwerk ausserhalb, die durch die Regeln der Institution bestimmt werden: Je grösser die Kontaktmöglichkeiten der Bewohnenden mit den Personen ausserhalb der Institution, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie diese in ihre Partnersuche involvieren. So kann das Umfeld die institutionalisiert lebende Person bei der Partnersuche unterstützen. Infolgedessen kann das Umfeld die Begegnungsmöglichkeiten und damit die Chancen erhöhen, ausserhalb der Institution ein Gegenüber zu finden. Jedoch geben institutionelle Regelungen die Kontaktmöglichkeiten mit dem primären sozialen Netzwerk ausserhalb der Institution stark vor, weshalb die Involvierung dessen nur einen begrenzten Spielraum zulässt. Wichtig ist, dass die Institutionen sich an den individuellen Bedürfnissen der Bewohnenden

orientieren und von allgemeingültigen Regeln absehen. Zudem sollen sie auch institutionalisiert lebenden Personen, die ihr primäres Netzwerk ausserhalb der Institution nicht in die Partnersuche involvieren können oder möchten, ermöglichen, ausserhalb der Institution jemandem zu begegnen oder jemanden zu treffen. Insbesondere für Personen des hochstrukturierten Wohnprofils wäre eine solche Regelung ein wichtiger Schritt für die sexuelle Selbstbestimmung.

Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in Institutionen leben, sollen Zugang haben zur Vermittlung sexualpädagogischer Inhalte und individuellen Beratungsangeboten zu den Themen Sexualität, Partnersuche und Partnerschaft. Sie sollen sensibilisiert werden für ihre Rechte bezüglich Sexualität und Partnerschaft. Dies ist auch im Interesse der Institutionen, die ihre Schutzfunktion wahrnehmen wollen: Sensibilisierungsangebote decken präventiv Aspekte sexueller Gewalt ab, die dadurch im Idealfall verhindert werden kann. Diese Angebote müssen zugänglich gestaltet und auch im digitalen Raum verfügbar sein, sodass sich Menschen mit Lernschwierigkeiten ihr Wissen über Sexualität und Partnerschaft selbst beschaffen können. Notwendig sind bedienungsfreundliche Angebote in Leichter oder Einfacher Sprache. Zudem sollen Informations- und Beratungsangebote ausserhalb der Institution bestehen, um Konflikte in einem neutralen Rahmen adressieren und besprechen zu können.

Schliesslich sollen auch Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in Einrichtungen leben, vielfältige Erfahrungen bezüglich ihrer Sexualität sammeln können. Partnersuche, Beziehung und Sexualität erfordern Übungsfelder, wie sie auch Menschen haben, die nicht institutionalisiert leben (Ortland, 2016/2020). Zudem braucht es einen offenen Dialog über Sexualität und sexuelle Bedürfnisse – «schlafende Hunde» (Walter & Hoyler-Hermann, 1987, S. 231) gibt es schon lange keine mehr.

Ergänzend zu den bisher aufgeführten Schlussfolgerungen ist für die institutionelle und individuelle Ebene anzumerken, dass die Mitarbeitenden der Institution Veränderungen nicht im Alleingang planen und umsetzen sollen, sondern in Zusammenarbeit mit den institutionalisiert lebenden Menschen mit Lernschwierigkeiten. Ihnen sollen Teilhabemöglichkeiten eröffnet werden, damit sie ihre Anliegen einbringen können; zum Beispiel in einer Arbeitsgruppe in der Institution, zusammengesetzt aus Betreuungspersonen und Bewohnenden der Einrichtung. Diese Gruppe evaluiert, inwiefern das Recht auf eine selbstbestimmte Sexualität, Partnersuche und Partnerschaft im Kontext des institutionalisierten Lebens in ihrer Einrichtung umgesetzt ist. Gemeinsam leiten sie Massnahmen ab, um die sexuelle Selbstbestimmung aller Bewohnenden zu erhöhen. Als Unterstützung dienen kann der Aktionsplan zur Umsetzung der BRK (INSOS Schweiz et al., 2019). In dieser Arbeitsgruppe sollten auch die

Perspektiven von externen Fachpersonen zum Themenbereich Sexualität und Partnerschaft eingebunden werden. Zudem ist es wichtig, dass auch Menschen mit Lernschwierigkeiten aus unterschiedlich stark strukturierten Wohngruppen Teil der Arbeitsgruppe sind. Auch könnten Personen mit Lernschwierigkeiten, die selbstständig in einer eigenen Wohnung leben, eine wertvolle Ergänzung sein. Die gemeinschaftliche Ausarbeitung zur Umsetzung selbstbestimmter Sexualität in Institutionen sollte zudem nicht auf einer heteronormativen Sichtweise beruhen, sondern vielfältige sexuelle Orientierungen, Bedürfnisse und Wünsche berücksichtigen.

Zukünftige Forschung, die sich mit der Partnersuche im Kontext des institutionalisierten Lebens beschäftigt, sollte zwingend den Strukturierungsgrad der Wohngruppe berücksichtigen. Denn wie sich in dieser Studie gezeigt hat, beeinflusst dieser erheblich, wie institutionalisiert lebende Personen die Partnersuche erleben. Zudem verlangt die entwickelte Typologie des Strukturierungsgrades und die daraus abgeleiteten vorläufigen Hypothesen weitere Überprüfung; zum Beispiel indem nach Personen gesucht wird, die hochstrukturiert leben und ihr primäres soziales Netzwerk ausserhalb der Institution in die Partnersuche involvieren oder private und intime Treffen in der Institution durchführen.

Die beiden Schlüsselkategorien *zufälliges Begegnen* und *geplantes Treffen* sind wichtige Bestandteile der Partnersuche und können in zukünftigen Forschungsprojekten weiter ausgearbeitet werden. Zudem könnte untersucht werden, wie Partnerschaften im institutionellen Kontext gestaltet werden können. Dieser Aspekt wurde in der vorliegenden Publikation in die Schlüsselkategorie *geplantes Treffen* integriert. Nachfolgende Untersuchungen sollten nicht nur Personen mit Lernschwierigkeiten berücksichtigen, die unterschiedlich strukturiert wohnen. Auch sollte die entwickelte Theorie zur Partnersuche übertragen werden auf Personen mit anderen Beeinträchtigungen, um die Bedingungen des institutionalisierten Lebens genauer zu untersuchen. Dadurch können strukturelle Missstände in Institutionen deutlicher herausgearbeitet und mögliche «beeinträchtigungsspezifische» Aspekte erkannt werden.

Interessant wäre auch, den Einfluss des primären sozialen Netzwerkes ausserhalb der Institution auf die Partnersuche genauer zu erforschen. Schliesslich kann das primäre soziale Netzwerk ausserhalb der Institution nicht nur unterstützend wirken, sondern auch Kontrolle auf die institutionalisiert lebende Person mit Lernschwierigkeiten ausüben. Diesbezüglich wäre ein Forschungsdesign ansprechend, das mehrere Perspektiven auf die Partnersuche einbindet: sowohl die der Personen mit Lernschwierigkeiten als auch die der Bezugspersonen innerhalb und ausserhalb der Institution. Denkbar wäre auch, partizipativ

mit institutionalisiert lebenden Menschen mit Lernschwierigkeiten zu forschen, die in unterschiedlichen Wohnformen leben – zum Beispiel in einer Institution, bei den Eltern oder selbstständig mit Assistenz. Methodisch könnten in Gruppengesprächen relevante Aspekte des zufälligen Begegnens und des geplanten Treffens diskutiert werden: Wie hängt das Erleben der Partnersuche mit unterschiedlichen Wohnformen zusammen? Wie kann die Perspektive der Menschen mit Lernschwierigkeiten bezüglich neuerer Wohnmodelle erweitert und gemeinsame Erfahrungsräume erschlossen werden?

Abschliessend ist festzuhalten, dass die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in einer Institution leben, weiter empirisch untersucht werden muss. Die Erkenntnisse dieser Arbeit machen aufmerksam auf die Lebenssituation von Menschen mit Lernschwierigkeiten in institutionellen Wohnformen und den damit verbundenen strukturellen Hindernissen. Sie bietet damit wichtige Anknüpfungspunkte für die weitere Forschung. Zudem verlangen die Themen Partnersuche, Partnerschaft und selbstbestimmte Sexualität im Kontext des institutionalisierten Lebens auch nach Untersuchungen, die unterschiedliche Lebenssituationen vergleichen und zeigen, wie Personen ausserhalb einer Einrichtung (Subjektfinanzierung) die Partnersuche erleben.

In zukünftigen Studien sind Personen mit Lernschwierigkeiten als *Expert:innen in eigener Sache* stärker einzubinden: Indem ihnen Partizipationsmöglichkeiten an der Forschung eröffnet beziehungsweise diese vergrössert werden, kann der Berücksichtigung ihrer Perspektive mehr Gewicht verliehen werden. Ihre Sichtweise ermöglicht wertvolle Anhaltspunkte, um die sexuelle Selbstbestimmung in institutionellen Wohnformen zu erhöhen.

Verzeichnisse

Abkürzungen

Abkürzung	Erläuterung
AEMR	Allgemeine Erklärung der Menschenrechte
BFS	Bundesamt für Statistik (CH)
BMAS	Bundesministerium für Arbeit und Soziales (D)
BMFSFJ	Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (D)
BV	Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft
DSM-IV	Diagnostisches und statistisches Manual Psychischer Störungen
GT	Grounded Theory
GTM	Grounded Theory Methodologie
ICD-10	Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme
ICF	Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit
BRK	Behindertenrechtskonvention der Organisation der Vereinten Nationen
WHO	Weltgesundheitsorganisation

Literatur

Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (AEMR) (1948). *Resolution der Generalversammlung. Allgemeine Erklärung der Menschenrechte*. Vereinte Nationen.

Arnade, S. (1992). *Weder Küsse noch Karriere. Erfahrungen behinderter Frauen*. Fischer Taschenbuch Verlag.

Bildungsclub Pro Infirmis (o. J.). *Kurse*. www.bildungsclub.ch/zuerich/kurse/fachbereich/53.html?cHash=0738f1d19c5f312e5daaf535cb3d3a3d [Zugriff: 31.10.2023].

- Bohnsack, R. & Nentwig-Gesemann, I. (2018). Typenbildung. In R. Bohnsack, A. Geimer, & M. Meuser (Hrsg.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung* (S. 237–241) (4. Aufl.). Barbara Budrich.
- Buchner, T. (2008). Das qualitative Interview mit Menschen mit einer sogenannten geistigen Behinderung. Ethische, methodologische und praktische Aspekte. In G. Biewer, M. Luciak, & M. Schwinge (Hrsg.), *Begegnung und Differenz. Länder – Menschen – Kulturen* (S. 516–528). Klinkhardt.
- Buchner, T. & Koenig, O. (2008). Methoden und eingenommene Blickwinkel in der sonder- und heilpädagogischen Forschung von 1996–2006 – eine Zeitschriftenanalyse. *Heilpädagogische Forschung*, 1, 15–34.
- Bundesamt für Statistik (BFS) (2019a). *Behinderungsart*. www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/tabellen.assetdetail.11487183.html [Zugriff: 31.10.2023].
- Bundesamt für Statistik (BFS) (2019b). *Menschen mit Behinderungen. Anzahl Menschen mit Behinderungen. Erhebung über die Einkommen und die Lebensbedingungen (SILC), Statistik der sozialmedizinischen Institutionen (SOMED), Schweizerische Gesundheitsbefragung (SGB)*. www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/wirtschaftliche-soziale-situation-bevoelkerung/gleichstellung-menschen-behinderungen/behinderungen.html [Zugriff: 10.10.2023].
- Bundesgesetz über Voraussetzungen und Verfahren bei Sterilisationen (Sterilisationsgesetz) vom 17. Dezember 2004, in Kraft seit dem 01. Juli 2005, SR 211.111.1.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) (2021). *Dritter Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen. Teilhabe-Beeinträchtigung-Behinderung*. www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/Broschueren/a125-21-teilhabebericht.html [Zugriff: 31.10.2023].
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2012). *Lebenssituationen und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen in Deutschland. Kurzfassung*. www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/lebenssituation-und-belastungen-von-frauen-mit-beeintraechtigungen-und-behinderungen-in-deutschland/80576 [Zugriff: 31.10.2023].
- Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft (BV) vom 18. April 1999, SR 101.
- Cloerkes, G. (2007). *Soziologie der Behinderten. Eine Einführung* (3. Aufl.). Edition Schindele im Universitätsverlag Winter.
- CURAVIVA Kanton Zürich (o. J.). *Heime für Menschen mit Behinderungen*. www.extranet.curaviva-zh.ch/Heime/Fuer-Menschen-mit-Behinderungen/PzujR/ [Zugriff: 31.10.2023].

- Döring, N. (2021). Sexualität und Behinderung: Vom Doppeltabu zu Sichtbarkeit und Teilhabe. *Zeitschrift für Sexualforschung. Organ der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung*, 34 (3), 133–136. DOI: 10.1055/a-1505-8669
- Dreblow, F. (1999). Ist Selbstbestimmung nur ein verbales pädagogisches Konzept? In E.-M. Weinwurm-Krause (Hrsg.), *Autonomie im Heim. Auswirkungen des Heimalltags auf die Selbstverwirklichung von Menschen mit Behinderungen* (S. 125–177). Edition Schindele im Universitätsverlag Winter.
- Dresing, T. & Pehl, T. (2015). *Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende* (6. Aufl.). Eigenverlag. <https://d-nb.info/1077320221/34> [Zugriff: 31.10.2023].
- Eisewicht, P. (2018). Schreibtischarbeit. Varianten interpretativer Typenbildung. In N. Burzan & R. Hitzler (Hrsg.), *Typologische Konstruktionen. Prinzipien und Forschungspraxis* (S. 13–32). Springer.
- Fegert, J. M., Jeschke, K., Helgard, T. & Lehmkuhl, U. (Hrsg.) (2006). *Sexuelle Selbstbestimmung und sexuelle Gewalt. Ein Modellprojekt in Wohneinrichtungen für junge Menschen mit geistiger Behinderung*. Juventa.
- Felkendorff, K. & Luder, R. (2014). Schulsysteme und Behinderung. In R. Luder, A. Kunz & C. Müller Bösch (Hrsg.), *Inklusive Pädagogik und Didaktik* (S. 22–29). PH Zürich.
- Flick, U. (1995). *Qualitative Sozialforschung. Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Rowohlt.
- Flick, U. (2020). Gütekriterien qualitativer Forschung. In G. Mey & K. Mruck, (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 2: Designs und Verfahren* (S. 247–263). Springer.
- Fornefeld, B. (2020). Grundwissen Geistigbehindertenpädagogik (6. Aufl.). utb.
- Franz, D. & Beck, I. (2022). Normalisierung. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger & R. Markowetz, (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik. Eine Einführung* (S. 104–110). Klinkhardt.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Aldine de Gruyter.
- Goffman, E. (2014). *Asyle. Über die Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* (19. Aufl.). Edition suhrkamp SV.
- Göthling, S. (2007). People First. In H. Greving (Hrsg.), *Kompendium der Heilpädagogik* (Bd. 2) (S. 140–145). Bildungsverlag EINS.
- Hähner, U. (2013). Begleiten von Paaren. In Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung (Hrsg.), *Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung* (S. 207–224) (8. Aufl.). Lebenshilfe.

- Hedderich, I. (2016). Teilhabe und Vielfalt: Herausforderungen einer Weltgesellschaft – Eine Einführung im Kontext der UN-Behindertenrechtskonvention. In I. Hedderich & R. Zahnd (Hrsg.), *Teilhabe und Vielfalt: Herausforderungen einer Weltgesellschaft. Beiträge zur internationalen Heil- und Sonderpädagogik* (S. 17–29). Klinkhardt.
- Hedderich, I. (2019). Teilhabe und Vielfalt im Kontext der UN-Behindertenrechtskonvention: Politische Rechte im Fokus. In S. Cattacin, D. Domenig & U. Schäfer (Hrsg.), *Selbstbestimmt mitgestalten! Behinderung im Fokus individueller und gesellschaftlicher Emanzipation* (S. 57–86). Seismo.
- Hedderich, I., Biewer, G., Hollenweger, J. & Markowetz, R. (2022). *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik. Eine Einführung* (2. Aufl.). Klinkhardt.
- Hedderich, I., Egloff, B. & Zahnd, R. (Hrsg.) (2015). *Biografie – Partizipation – Behinderung. Theoretische Grundlagen und eine partizipative Forschungsstudie*. Klinkhardt.
- Hennies, I., Mittendorf, M. & Sasse, M. (2001). Krisen und Krisenintervention in Bezug auf Liebe, Partnerschaft und Sexualität. In E. Wüllenweber & G. Theunissen (Hrsg.), *Handbuch Krisenintervention. Hilfen für Menschen mit geistiger Behinderung. Theorie, Praxis, Vernetzung* (S. 257–277). Kohlhammer.
- Hennies, I. & Sasse, M. (2004). Liebe, Partnerschaft, Ehe und Kinderwunsch bei Menschen mit geistiger Behinderung. In E. Wüllenweber (Hrsg.), *Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung. Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abweichung* (S. 65–77). Kohlhammer.
- Hess-Klein, C. & Scheibler, E. (2022). *Aktualisierter Schattenbericht. Bericht der Zivilgesellschaft anlässlich des ersten Staatenberichtsverfahrens vor dem UN-Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen*. Inclusion Handicap.
- INSOS Schweiz, CURAVIVA Schweiz & VAHS Schweiz (2019). *Aktionsplan UN-BRK 2019-2023. Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention bei Verbänden und Dienstleistungsanbietern für Menschen mit Behinderung*. www.aktionsplan-un-brk.ch/admin/data/files/hero_asset/file/3/191021_a4_ap_lang_de_web_final.pdf?lm=1571657601 [Zugriff: 31.10.2023].
- INSOS, CURAVIVA, YOUVITA & VAHS (2023). *Woran wir arbeiten. Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention bei Verbänden und Dienstleistungsanbietern für Menschen mit Behinderung*. www.aktionsplan-un-brk.ch/admin/data/files/hero_asset/file/19/broschuere_woran_wir_arbeiten.pdf?lm=1647250418 [Zugriff: 31.10.2023].
- INSOS Schweiz & SEXUELLE GESUNDHEIT Schweiz (Hrsg.) (2017). *Sexualität, Intimität und Partnerschaft. Leitfaden für die Begleitung von Menschen mit Behinderung in institutionellen Wohnformen*. O. V.

- Keeley, C. (2015). Qualitative Forschung mit Menschen mit geistiger Behinderung. *Zeitschrift für Heilpädagogik*, 66, 108–119.
- Kleist, S. (2006). *Management kulturübergreifender Geschäftsbeziehungen. Eine Untersuchung am Beispiel der Zusammenarbeit zwischen deutschen und chinesischen Unternehmen*. Deutscher Universitätsverlag.
- Kluge, S. (2000). Empirisch begründete Typenbildung in der qualitativen Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1 (1), Art. 14. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1124/2498 [Zugriff: 31.10.2023].
- Kniel, A. & Windisch, K. (2005). *People First. Selbsthilfegruppen von und für Menschen mit geistiger Behinderung*. Ernst Reinhardt Verlag.
- Kunz, D. (2016). *Sexuelle Gesundheit für Menschen mit kognitiven Einschränkungen*. interact.
- Kunz, D. (2019). Menschen mit kognitiven Einschränkungen und ihre sexuelle Gesundheit. *Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik*, 25 (4), 29–35.
- Lempp, R. (1998). Sexualität und Behinderung. In H. Färber, W. Lipps, & T. Seyfarth (Hrsg.), *Sexualität und Behinderung. Umgang mit einem Tabu* (S. 13–31). Attempto.
- Lenz, K. (2006). *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Leue-Käding, S. (2004). *Sexualität und Partnerschaft bei Jugendlichen mit einer geistigen Behinderung. Probleme und Möglichkeiten der Enttabuisierung*. Edition Schindele im Universitätsverlag Winter.
- Mattke, U. (2004). Das Selbstverständliche ist nicht selbstverständlich. In E. Wüllenweber (Hrsg.), *Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung. Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abweichung* (S. 46–64). Kohlhammer.
- Mey, G. & Mruck, K. (2007). Grounded Theory Methodologie – Bemerkungen zu einem prominenten Forschungsstil. *Historical Social Research, Supplement*, 19, 11–39.
- Mey, G. & Mruck, K. (2020). Grounded-Theory-Methodologie. In G. Mey & K. Mruck, (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 513–535). Springer.
- Netzwerk Leichte Sprache (2013). *Die Regeln für Leichte Sprache*. www.leichte-sprache.org/wp-content/uploads/2017/11/Regeln_Leichte_Sprache.pdf [Zugriff: 31.10.2023].
- Ortland, B. (2016). *Sexuelle Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderung. Grundlagen und Konzepte für die Eingliederungshilfe*. Kohlhammer.

- Ortland, B. (2020). *Behinderung und Sexualität* (2. Aufl.). Kohlhammer.
- Osbahr, S. (2003). *Selbstbestimmtes Leben von Menschen mit einer geistigen Behinderung* (2. Aufl.). Edition SZH/CSPS.
- Pfister, A., Studer, M., Berger, F. & Georgi-Tscherry, P. (2017). *Teilhabe von Menschen mit einer Beeinträchtigung (TeMB-Studie). Eine qualitative Rekonstruktion über verschiedene Teilhabebereiche und Beeinträchtigungsformen hinweg*. Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik.
- Przyiborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch* (4. Aufl.). Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Rittberger, E. (2000). *Zur psychosozialen Sexualentwicklung geistig behinderter Jugendlicher. Eine vergleichende Studie zwischen in Sonderschulen für Schwerstbehinderte und in Integrationsklassen unterrichteten Burschen und Mädchen*. edition pro mente.
- Rock, K. (2001). *Sonderpädagogische Professionalität unter der Leitidee der Selbstbestimmung*. Klinkhardt.
- Röh, D. (2018). *Soziale Arbeit in der Behindertenhilfe* (2. Aufl.). Ernst Reinhard.
- Rohrmann, E. (2022). Institutionalisiertes Leben. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik. Eine Einführung* (S. 452–452). Klinkhardt.
- Römisch, K. (2011). *Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung*. Klinkhardt.
- Rosenthal, G. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Campus Verlag.
- Rosenthal, G. (2015). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (5. Aufl.). Beltz.
- Schönwiese, V. (2022). Behindertenbewegung. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik. Eine Einführung* (S. 46–50). utb.
- Schröder, S. (1977). Beschützte Ehe bei Geistigbehinderten. In K. J. Kluge & L. Sparty (Hrsg.), *Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten?* Rehabilitationsverlag.
- Schuppener, S. (2022). Selbstbestimmung. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik. Eine Einführung* (S. 110–115). Klinkhardt.
- Schütz, A., Gurwitsch, A. & Luckmann, B. (1971). *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Nijhoff.
- Seifert, M. (1997). *Lebensqualität und Wohnen bei schwerer geistiger Behinderung: Theorie und Praxis*. Diakonie-Verlag. o. V.

- Sielert, U. (2015). *Einführung in die Sexualpädagogik* (2. Aufl.). Beltz.
- Spiegel, A. (1999). Die Umsetzung von «Normalisierungsprinzipien» im Wohnheim. In E. M. Weinwurm-Krause (Hrsg.), *Autonomie im Heim. Auswirkungen des Heimalltags auf die Selbstverwirklichung von Menschen mit Behinderungen* (S. 76–124). Edition Schindele im Universitätsverlag Winter.
- Sporcken, P. (1974). *Geistig Behinderte, Erotik und Sexualität*. Patmos.
- Steinke, I. (2000). Gütekriterien qualitativer Forschung. In U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 319–331). Rowohlt Taschenbuch.
- Stöppler, R. (2017). *Einführung in die Pädagogik bei geistiger Behinderung* (2. Aufl.). Ernst Reinhardt.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1990). *Basics of Qualitative Research: Grounded Theory Procedures and Techniques*. Sage.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Psychologie Verlags Union.
- Strübing, J. (2022). Grounded Theory und Theoretical Sampling. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 587–606). Springer.
- Stryker, S. (1976). Die Theorie des Symbolischen Interaktionismus. In M. Auwärter, E. Kirsch & K. Schröter (Hrsg.), *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität* (S. 257–274). Suhrkamp.
- Theunissen, G. (2007). Geistige Behinderung. In K. Bundschuh, U. Heimlich & R. Krawitz (Hrsg.), *Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis* (3. Aufl.) (S. 94–96). Klinkhardt.
- Theunissen, G. (2010). Zeitgemässe Wohnformen – Soziale Netze – Bürgerchaftliches Engagement. In G. Theunissen & K. Schirbort (Hrsg.), *Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung* (2. Aufl.) (S. 59–96). Kohlhammer.
- Trescher, H. & Börner, B. (2014). Sexualität und Selbstbestimmung bei geistiger Behinderung? Ein Diskurs-Problem! *Zeitschrift für Inklusion*, 3. www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/229/227 [Zugriff: 31.10.2023].
- Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (Behindertenrechtskonvention, BRK), vom 13. Dezember 2006, durch die Schweiz ratifiziert am 15. April 2014, in Kraft seit dem 15. Mai 2014, SR 0.109.
- Usinger, J. (2016). *Das Genderwörterbuch*. geschicktgendern.de/ [Zugriff: 31.10.2023].
- Vereinigung Lebenshilfe (1958). *Protokoll über die Gründungsversammlung von «Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind» am 23.11.1958 in der Bibliothek der*

- Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik Marburg/L.* www.lebenshilfe.de/fileadmin/Redaktion/Bilder/LandingPages/Geschichte/Downloads/Gruendungsprotokoll.pdf [Zugriff: 31.10.2023].
- von Unger, H. (2018). Forschungsethik, digitale Archivierung und biografische Interviews. In H. Lutz, M. Schiebel & E. Tuider (Hrsg.), *Handbuch Biografieforschung* (S. 685–697) (2. Aufl.). Springer Link.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 29 (1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2013). Geschlecht und Behinderung intersektional denken. Anschlüsse an Gender Studies und Disability Studies. In E. Kleinau, D. Schulz & S. Völker (Hrsg.), *Gender in Bewegung. Aktuelle Spannungsfelder der Gender und Queer Studies* (S. 151–163). transcript Verlag.
- Walter, J. (2002). Grundrecht auf Sexualität? Einführende Überlegungen zum Thema «Sexualität und geistige Behinderung». In J. Walter (Hrsg.), *Sexualität und geistige Behinderung* (5. Aufl.) (S. 29–37). Edition Schindele im Universitätsverlag Winter.
- Walter, J. (2016). Sexualität. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik* (S. 433–437). Klinkhardt.
- Walter, J. & Hoyler-Herrmann, A. (1987). *Erwachsensein und Sexualität in der Lebenswirklichkeit geistigbehinderter Menschen*. Edition Schindele im Universitätsverlag Winter.
- Weinwurm-Krause, E. M. (Hrsg.) (1999). *Autonomie im Heim. Auswirkungen des Heimalltags auf die Selbstverwirklichung von Menschen mit Behinderungen*. Edition Schindele im Universitätsverlag Winter.
- Weisser, J. (2010). Sozialraumorientierung und Situationen der Behinderung. Über die sozialräumliche Strukturierung von Abhängigkeitsbeziehungen. *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 1, 4–10.
- Windisch, M. (2016). Netzwerk. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik* (S. 533–538). Klinkhardt.
- Windisch, M. & Kniel, A. (1993). *Lebensbedingungen behinderter Erwachsener*. Beltz.
- World Health Organization (WHO) (1980). *International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps. A manual of classification relating to the consequences of diseases*. WHO.
- World Health Organization (WHO) (2001). *International Classification of Functioning, Disability and Health: ICF*. WHO.

- Zahnd, R. (2017). *Behinderung und sozialer Wandel. Eine Fallstudie am Beispiel der Weltbank*. Klinkhardt.
- Zemp, A. & Pircher, E. (1996). *Weil das alles weh tut mit Gewalt. Sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen mit Behinderung*. Bidok. bidok.uibk.ac.at/library/zemp-ausbeutung.html [Zugriff: 31.10.2023].
- Zinsmeister, J. & Vogel, A.-K. (2018). Mehrdimensionale Diskriminierungen. Intersektionale Perspektiven auf Behinderung und Geschlecht und Sexualität. *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 87 (1), 10–26.

Abbildungen

Abbildung 1: Übersicht Kapitel 2.....	21
Abbildung 2: Ziel 20: Sexualität und Partnerschaft (INSOS Schweiz et al., 2019, S. 23).....	42
Abbildung 3: Empirischer Hintergrund, Übersicht Kapitel 3.....	45
Abbildung 4: Forschungsdesign, Übersicht Kapitel 4.....	61
Abbildung 5: Das narrative Interview, in Anlehnung an Rosenthal (2015, S. 170).....	72
Abbildung 6: Erzählaufforderung, Transkript (Sascha, Interview 1, Absatz 7)	73
Abbildung 7: Einfaches Transkriptionssystem, in Anlehnung an Dresing & Pehl (2015, S. 21–23)	76
Abbildung 8: Einheitliche Schreibweise, in Anlehnung an Dresing & Pehl (2015, S. 24f.)	77
Abbildung 9: Anwendung Transkriptionsregeln, Transkript (Chris, Interview 1, Absatz 5–13).....	78
Abbildung 10: Offenes Codieren, eigenes Datenmaterial (Kaya, Interview 1, Absatz 129–132)	80

Abbildung 11: Darstellung des Codierparadigmas, in Anlehnung an Strauss & Corbin (1996, S. 78)	81
Abbildung 12: Stufenmodell empirisch begründeter Typenbildung (Kluge, 2000, Abs. 9).....	91
Abbildung 13: Schlüsselkategorie «zufälliges Begegnen», in Anlehnung an Strauss & Corbin (1996, S. 78)	95
Abbildung 14: Schlüsselkategorie «geplantes Treffen», in Anlehnung an Strauss & Corbin (1996, S. 78)	105
Abbildung 15: Erlebte Partnersuche von Personen in hochstrukturierten Wohnsituationen (Profil 1)	121
Abbildung 16: Erlebte Partnersuche von Personen in teilstrukturierten Wohnsituationen (Profil 2)	123
Abbildung 17: Erlebte Partnersuche von Personen in wenig strukturierten/ selbstständigen Wohnsituationen (Profil 3).....	125
Abbildung 18: Synthesemodell zur Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Institutionen.....	128

Tabellen

Tabelle 1: Wohnformen für Menschen mit Lernschwierigkeiten (Osbahr, 2003, S. 169).....	34
Tabelle 2: Fragetypen nach Rosenthal (2015, S. 176), mit Beispielen aus den Interviews	74

Alle Menschen haben das Recht, ihre Sexualität und ihre Partnerschaften selbstbestimmt zu leben. Doch wie findet man ein Gegenüber, wenn man in einer Institution lebt?

Federica Hofer geht dieser Frage in ihrer Publikation nach. Sie untersucht die Partnersuche von Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in institutionellen Wohnformen leben. In narrativen Interviews sprechen vier Menschen mit Lernschwierigkeiten darüber, wie sie die Partnersuche im institutionellen Kontext erleben. Die interviewten Personen erzählen unter anderem, welche Wünsche an und Vorstellungen von Beziehungen sie haben, welche Möglichkeiten sie haben, ein Gegenüber zu finden, welche Unterstützung sie dabei erhalten und an welche Grenzen sie stossen. Die Interviews offenbaren, dass selbstbestimmte Sexualität von den institutionellen Bedingungen abhängig ist – obwohl die Rechte darauf in der Behindertenrechtskonvention verankert sind. Federica Hofer zeigt in ihrer Analyse, wo die Probleme in der Umsetzung liegen und leitet daraus ab, wie sexuelle Selbstbestimmung in institutionellen Wohnformen erhöht werden kann.